1,70 DM / Band 8
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

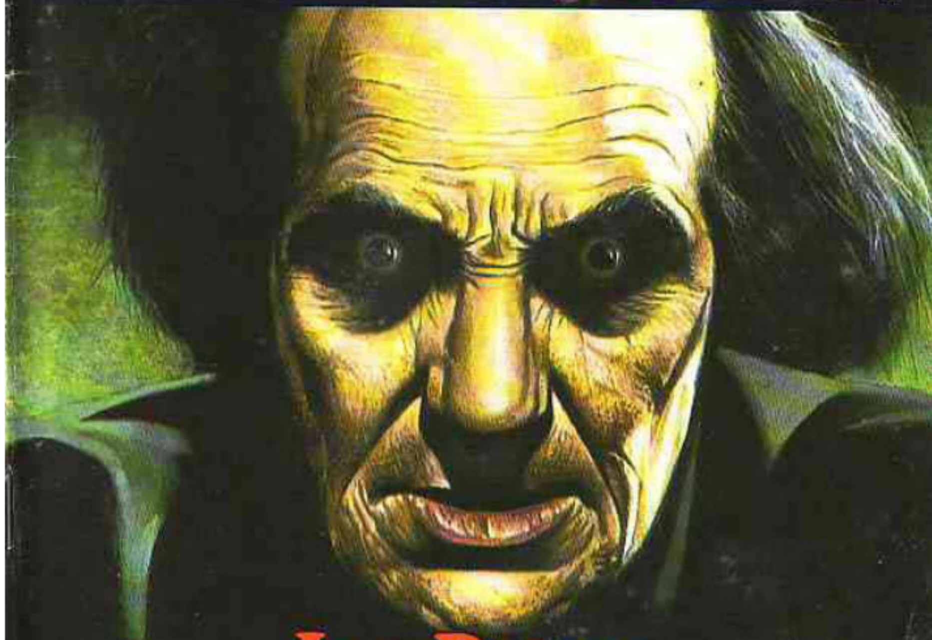
BASTEI

NEU



DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven



Im Bann des Puppenmachers

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Band 8

Im Bann des Puppenmachers

»Haltet Euch bereit, Brüder.«

Balestranos Stimme bebte vor Erregung, und auch die Bewegungen des alten Mannes hatten viel von der Ruhe verloren, die de Laurec immer so an ihm geschätzt und bewundert hatte. Seine Finger zitterten, als er langsam auf den niedrigen, altarähnlichen Tisch zutrat, und in seinen Augen stand ein Glitzern, das vielleicht nur Anspannung ausdrücken mochte.

Vielleicht aber auch Angst.

Angst vor dem, dachte de Laurec schaudernd, was sich außer den sieben Großmeistern der Templer-Loge noch in dem kleinen, fensterlosen Raum aufhielt.

Dem Geist des Satans.

Die Welt des Hexers

Wir schreiben das Jahr 1885. Robert Craven, der Sohn eines Magiers, stellt sich einer furchtbaren Bedrohung entgegen – uralten, grausamen Göttern, die aus Jahrmillionen währendem Schlaf erwachen und die Erde heimsuchen: den GROSSEN ALTEN. Dreizehn von ihnen gelang durch einen Dimensionsriß der Sprung in unsere Welt. Die Shoggoten, vergängliche Protoplasma-Wesen und Boten der GROSSEN ALTEN, ebnen ihnen den Weg. Zusammen mit seinem Freund Howard Lovecraft und dessen hünenhaftem Diener Rowlf ringt Robert Craven mit den Sendboten der vorzeitlichen Götter, unterstützt vom Geist seines verstorbenen Vaters, Roderick Andara. Auch aus der Welt der Menschen droht den Freunden Gefahr; zwei Parteien verfolgen sie. Roberts Gegner sind die Hexer von Salem, die schon seinen Vater töten ließen, weil sie glaubten, er hätte sie verraten. Necron, ihrem Anführer, gelang es bereits, das NECRONOMICON an sich zu bringen und Roberts Verlobte Priscylla zu entführen.

Howard wird vom »Orden der Tempelherren« verfolgt. Vor Jahren war er selbst ein Jünger dieser Sekte, wurde aber abtrünnig, als er die dunklen Ziele des Ordens erkannte. Einer seiner früheren »Brüder« kämpft mit den Freunden und wird tödlich verletzt. Im Sterben nennt er noch den Namen einer Straße in Amsterdam. Während sich Howard zum Sitz des Ordens und dem Großmeister Balestrano nach Paris aufmacht, um der jahrelangen Jagd ein Ende zu machen, versucht Robert das Geheimnis der mysteriösen Straße zu ergründen. Er fällt einem gewaltigen, alles verschlingenden Labyrinth fast zum Opfer und wird im letzten Moment von den Templern gerettet – den Männern, die Howard den Tod geschworen haben. Ein zweites Mal muß Robert in das Labyrinth zurück, begleitet von den Rittern des Ordens. Sie benutzen ihn als Waffe und Opfergabe und erbeuten ein Kristallhirn aus einer Stadt unter dem Meer – der Schlüssel zu den Toren, den geheimnisvollen Transportmitteln der GROSSEN ALTEN. Nur knapp kann Robert seinem Schicksal entgehen und flüchten...

* * *

Sarim de Laurec versuchte den Gedanken zu vertreiben und schalt sich im stillen einen Narren. Das kristallene Gebilde, das auf dem Tisch vor

Bruder Balestrano stand, hatte absolut nichts mit dem Antichristen zu tun; weder im übertragenen noch im wörtlichen Sinne. Es war nichts als das Artefakt einer Rasse von vielleicht unglaublich mächtigen, aber nichtsdestotrotz sterblichen Wesen, prähistorischer Monstrositäten, denen sie in Ermangelung einer besseren Bezeichnung den Namen die GROSSEN ALTEN gegeben hatten und deren Macht an die von Göttern heranreichen mochte. Sie hatten nichts mit dem Teufel zu tun. Es war nicht das erste Mal, daß sich de Laurec dies einzureden versuchte. Und es war auch nicht das erste Mal, daß der Gedanke die beruhigende Wirkung, die er eigentlich haben sollte, verfehlte.

Vielleicht gab es Dinge zwischen Himmel und Hölle, die schlimmer waren als der Teufel.

»Kommt näher, Brüder.« Balestrano war stehengeblieben. Jetzt hob er die Arme, streckte die Hände in einer beschwörend wirkenden Geste über das gehirnähnliche Kristallgebilde aus und schloß gleichzeitig die Augen.

Lautlos traten die sechs anderen Master des Templer-Ordens neben ihn, bildeten einen weit auseinandergezogenen Kreis um den Stein und das Kristallgehirn und ergriffen sich bei den Händen.

De Laurec fuhr unmerklich zusammen, als er die Hand Bruder Looskamps berührte. Sie war kalt wie Eis und trotzdem schweißfeucht, und als de Laurec aufsah und dem Blick des dunkelhaarigen Flamen begegnete, bemerkte er die gleiche Nervosität darin, die er schon in Balestranos Augen zu sehen geglaubt hatte.

Irgendwie beruhigte es ihn, daß er nicht allein mit seiner Furcht war.

»Jetzt, meine Brüder«, flüsterte Balestrano.

De Laurec wußte nicht genau, was Balestrano tat. Obwohl er einer der sehr wenigen Templer war, die jemals den Rang eines Masters erreicht hatten, hatte er nie verstanden, was es war, das ihn und die anderen hier im Raum von normalen Sterblichen unterschied. Er war ein ebenso begabter Magier wie die anderen hier, aber anders als Balestrano – oder auch Looskamp – bediente er sich der Kräfte, die ihm zur Verfügung standen, rein instinktiv. Er hatte niemals logisch begründen können, woher seine Macht kam. Vielleicht wollte er es auch nicht.

Aber gleich, was es war – de Laurec spürte, wie irgend etwas geschah. Unsichtbare Energien brachten die verbrauchte Luft in dem kleinen Zimmer zum Knistern. Ein unheimlicher, grünlichblauer Schein ließ

die Luft erglühen, ohne daß de Laurec hätte sagen können, woher er kam, und im gleichen Moment glaubte er ein sanftes Tasten und Fühlen zu spüren, die unsichtbare Berührung der sechs anderen Geister, die sich gleich ihm auf die magische Welle des Kristallgehirnes einzuschwingen versuchten…

De Laurec unterdrückte ein Schaudern. Es war – seines Wissens nach – erst das dritte Mal in der gesamten Geschichte des Templerordens, daß sich eine so mächtige Loge zusammenschloß. Bei den beiden anderen Versuchen war es um nichts Geringeres als die Rettung der Welt gegangen. Und jetzt?

»Bruder Laurec!« Balestranos Stimme schnitt wie ein Peitschenhieb in seine Gedanken, und de Laurec fuhr erschrocken zusammen. Verwirrt ließ er Looskamps Hand los und wandte sich an den Großmeister. »Herr?«

In Balestranos Augen blitzte es zornig. »Beherrsche dich, Bruder«, sagte er streng. »Unsere Aufgabe ist wichtig. Das Leben zahlloser Menschen kann vom Gelingen unserer Mission abhängen. Diszipliniere deine Gedanken und beherrsche dich!«

De Laurec senkte ehrfurchtsvoll das Haupt, griff wieder nach den Händen seiner Nebenmänner und flüsterte eine Entschuldigung. Balestrano hatte recht. Ihre Aufgabe war zu wichtig, als daß er seinen Gedanken erlauben konnte, auf eigenen Wegen zu wandeln.

Erneut machte sich das lautlose Knistern und Beben magischer Energien in dem kleinen Kellerraum bemerkbar. Die Luft begann stärker zu glühen, bis der unheimliche grüne Schein das Licht der Kerzen überstrahlte und selbst durch de Laurecs geschlossene Lider stach. Der Franko-Araber glaubte ein ganz sachtes Vibrieren zu spüren, dann begann das Licht zu pulsieren; zuerst langsam, dann rascher und beinahe wütend, bis es in einen dunklen, an das Schlagen eines gewaltigen Herzens erinnernden Rhythmus fiel.

De Laurec öffnete die Augen – und stieß einen gellenden Schrei aus!

Das Zimmer hatte sich auf gräßliche Weise verändert. Auch aus dem Inneren des Kristallgehirns erstrahlte jetzt ein pulsierendes, giftiges Licht, ein Schein, so grell und gnadenlos, daß er die Gestalten der sechs anderen Templer zu flachen grauen Schemen verblassen und de Laurec die Tränen in die Augen steigen ließ. Schatten von unbestimmbarer Gestalt huschten in irrwitzigem Hin und Her durch den Raum, und plötzlich hatte de Laurec das Gefühl, in einen

gewaltigen, grundlosen Schacht zu blicken, der sich vor ihm auftat.

Warum merken die anderen nichts? dachte de Laurec verwirrt.

Er versuchte, Looskamps Hand loszulassen, aber es ging nicht. Die Finger des Flamen waren steif geworden, und als de Laurec in sein Gesicht sah, erkannte er, daß das Antlitz des Flamen zu einer Maske des Entsetzens erstarrt war.

Mit verzweifelter Kraft riß er sich los, fuhr herum – und keuchte abermals vor Schrecken.

Er war der einzige, der sich noch bewegen konnte!

Nicht nur Looskamp war wie zur Salzsäule erstarrt. Außer de Laurec selbst standen die Mitglieder der Templer-Loge reglos wie menschengroße Statuen da, mit verzerrten Gesichtern und zum Teil in grotesken Haltungen, aber unfähig, sich zu bewegen oder auch nur einen Muskel zu rühren.

»Balestrano!« keuchte de Laurec. »Brüder! Was ist mit euch?«

Aber er bekam keine Antwort.

Und plötzlich fiel ihm auch die Stille auf.

Es war keine normale Stille, sondern ein Schweigen von gewaltiger, allumfassender Tiefe. Er hörte… nichts!

Verwirrt drehte sich der Puppet-Master des Templer-Ordens einmal um seine Achse, ließ den Blick über die Gestalten der Brüder schweifen und starrte schließlich wieder auf das Kristallgehirn herunter.

Etwas hatte sich daran verändert, aber er vermochte nicht zu sagen, was. Zögernd machte er einen Schritt auf den niedrigen Altartisch zu, ließ sich auf ein Knie sinken und streckte die Finger nach dem riesigen Diamantgebilde aus.

Im gleichen Augenblick zerbrach die Wirklichkeit.

Es war, als zersplittere die Welt unter einem ungeheuren Hammerschlag. Ein greller Blitz löschte das grüne Leuchten aus, und plötzlich waren überall Flammen und rotes, heißes Licht. Dann…

Es war wie die Berührung einer unsichtbaren Hand, ein Tasten und Wühlen und Suchen in de Laurecs Gehirn, als drehe etwas jeden

einzelnen seiner Gedanken herum, sondiere seine Seele bis in die tiefsten Tiefen und hinterließe nichts als Chaos. Er spürte die Gegenwart einer fremden, unglaublich bösen Macht, das plötzliche, fast explosive Auftreten finsterer Energien, die aus den Abgründen der Zeit emporstiegen wie glühende Lava aus dem Schlund eines Vulkanes.

Das Kristallgehirn begann zu pulsieren. Kleine, graue Flecke erschienen mit einem Male in der Luft, wuchsen in rasendem Wirbel heran und bildeten zerfaserte Nebelgebilde, die wie mit dünnen grauen Spinnfäden miteinander verbunden waren.

Und plötzlich begriff Sarim de Laurec, was er da beobachtete.

Die grauen Wirbel waren Tore. Was er sah, war das Entstehen der gefürchteten Tore der GROSSEN ALTEN, jener unbegreiflichen Verbindungen zwischen den Dimensionen, über die das Kristallgehirn herrschte!

De Laurec keuchte vor Schrecken, als er sah, wie sich Dutzende der faustgroßen grauen Gebilde zu zwei, drei mannshohen grauen Nebelflecken zusammenschlossen. Plötzlich waren sie nicht mehr leer, sondern von wogender Bewegung erfüllt. Dann bildeten sich Dinge im Inneren der Tore, Dinge von namenlos schrecklichem Aussehen – graue, miteinander verwobene Arme, schreckliche Fratzen mit zu vielen Augen und in falschen Farben... Und es war noch nicht vorbei. Plötzlich ertönte ein scharfer, peitschender Knall – und aus einem der Tore zuckte ein oberschenkelstarker, grünlicher Fangarm, tastete einen Moment blind hin und her und bewegte sich dann zielstrebig auf Bruder Balestrano zu. Der Krakenarm erreichte die erstarrte Gestalt des greisen Tempelritters, wickelte sich in einer fast spielerisch erscheinenden Bewegung um seine Schultern – und begann, ihn langsam aber unbarmherzig auf das pulsierende graue Tor zuzuzerren!

De Laurec schrie auf, warf sich nach vorne und riß verzweifelt an dem grüngrauen Strang. Aber seine Anstrengungen waren vergeblich. So schleimig und nachgiebig der Tentakel aussah, war seine Haut hart wie Stahl, und seine Kraft die eines Giganten.

Erneut erscholl dieser peitschende, schreckliche Laut, und ein zweiter Tentakel ringelte sich aus einem der Tore, packte einen weiteren Templer und begann ihn auf den Dimensionsriß zuzuziehen. Und kaum eine Sekunde später griff auch aus dem dritten Tor einer der schrecklichen Krakenarme heraus. Für eine Sekunde glaubte de Laurec ein fürchterliches, unmenschliches Lachen zu hören.

Verzweifelt fuhr der Tempelritter herum. Seine Gedanken überschlugen sich. Balestrano hatte das Tor fast erreicht. Es konnte nur noch Sekunden dauern, bis er in dem grauen Wogen verschwunden war!

De Laurec dachte in diesem Moment nicht mehr, sondern handelte rein instinktiv. Mit einem gellenden Schrei riß er das Zeremonienschwert aus dem Gürtel, schwang die Waffe mit beiden Händen hoch über den Kopf – und ließ die Klinge mit aller Macht auf das Kristallgehirn heruntersausen!

Es war ein Gefühl, als hätte er auf Stahl geschlagen. Der Hieb prellte ihm das Schwert aus der Hand und zuckte als vibrierender Schmerz bis in seine Schultern hinauf; die Klinge flog davon und zerbrach noch in der Luft, und das höhnische Lachen, das de Laurec gerade noch gehört hatte, verwandelte sich urplötzlich in ein panikerfülltes, zorniges Kreischen.

Ein greller Blitz zerriß das gehirnähnliche Kristallgebilde. De Laurec sah noch, wie die peitschenden Krakenarme verblaßten und sich die Tore wie zuckende Wunden schlossen, dann traf ihn ein Splitter des Kristallhirnes an der Schläfe, und er verlor das Bewußtsein.

* * *

Vor dem Fenster des Eisenbahnabteiles zog die Landschaft vorbei, grau und schaukelnd und halb verborgen hinter niedrig hängenden Regenwolken, aus denen es schon seit dem frühen Morgen wie aus Eimern goß. Obwohl das Erste-Klasse-Abteil geheizt war, glaubte ich die Kälte zu fühlen, die wie ein klammer Hauch über dem Land lag und dem Sommer, der dem Kalender nach schon vor über einem Monat Einzug gehalten hatte, eine lange Nase drehte.

Seit meiner Abreise aus Amsterdam war das Wetter beständig schlechter geworden. Es regnete ununterbrochen, und die Temperaturen schienen mit jeder Meile, der ich mich Paris näherte, zu sinken. Es hätte mich nicht einmal mehr verwundert, die Seinestadt unter Eis und Schnee vorzufinden.

Mißmutig wandte ich mich vom Fenster ab, blickte einen Moment auf die zerlesene englische Zeitung mit dem Datum vom 23. Juli 1885, die auf dem freien Platz neben mir lag, und ließ mich zurücksinken. Ich hatte sie vor meiner Abreise in Amsterdam erstanden und kannte sie auswendig. Ich hatte mich dafür entschlossen, mit der Bahn nach Paris

zu reisen, wo ich Howard zu treffen hoffte. Es gab bequemere Arten des Reisens, auch komfortablere – aber kaum eine schnellere. Und im Moment war Zeit das, was ich am allerwenigsten hatte. Es war nicht mehr weit bis Paris – nicht einmal mehr achtzig Minuten, hatte der Schaffner gesagt –, aber nach zwanzig Stunden, die ich nahezu ununterbrochen unterwegs gewesen war, erschien mir selbst diese kurze Spanne wie eine Ewigkeit.

Paris... Ich wiederholte den Namen ein paarmal in Gedanken und versuchte vergeblich, ihm etwas von dem geheimnisvollen Flair abzugewinnen, das man der Stadt an den Ufern der Seine nachsagte. Für mich hatte dieser Name eher einen düsteren Klang. Bestenfalls würde ich Howard dort wiederfinden und gleich ein halbes Dutzend Wunder bewirken müssen, um ihn vor einer Riesendummheit zu bewahren, und schlimmstenfalls...

Ich verscheuchte den Gedanken, schloß die Augen und versuchte zu schlafen, was natürlich mißlang. Nicht, daß ich nicht müde gewesen wäre; im Gegenteil. Aber wer einmal mit der französischen Eisenbahn gefahren ist, weiß, wovon ich spreche. Die Eisenbahngesellschaft wirbt auf ihren Plakaten mit der Bequemlichkeit und Schnelligkeit ihrer Züge. Was das Tempo angeht, hat sie sicherlich recht. Aber die Bequemlichkeit? Der Marquis de Sade hätte seine helle Freude an diesem Beförderungsmittel gehabt.

Der Zug wurde langsamer. Ein schriller, mißtönender Pfiff ertönte von der Lokomotive her, dann griffen die Bremsen mit einem Geräusch, als kratze eine Gabel über den Kochtopfboden. Der Zug verlangsamte weiter und hielt mit einem letzten, magenumstülpenden Ruck vor einem einstöckigen Bahnhofsgebäude.

Neugierig beugte ich mich vor und spähte aus dem Fenster. Das schlechte Wetter schien den Leuten hier auch die Lust am Bahnfahren vergällt zu haben, denn der Bahnsteig war nahezu leer; nur ein ältliches Ehepaar und ein schlanker, mittelgroßer Mann unbestimmbaren Alters standen frierend neben den Geleisen. Das Ehepaar verschwand irgendwo im hinteren Teil des Zuges, wo die Wagen der zweiten und dritten Klasse waren, während der Mann einen Moment lang unschlüssig stehenblieb, sich plötzlich mit einem Ruck umwandte und zielstrebig auf mein Abteil zusteuerte. Ein Schwall eisiger Luft und Feuchtigkeit drangen herein, als er die Tür öffnete.

Ich nickte ihm zu, wie es die Höflichkeit verlangt, wenn man einen Fremden während einer Bahnfahrt trifft, und wollte ebenso höflich

den Blick wieder abwenden – aber dann fiel mir irgend etwas an ihm auf. Ich konnte nicht sagen, was es war, aber irgend etwas an ihm war sonderbar. Ich vermochte den Gedanken nicht gleich zu fassen, aber irgendwo hinter meiner Stirn begann eine schrille Alarmglocke anzuschlagen, als der Mann mit seltsam eckigen Bewegungen in das Abteil kletterte und die Tür hinter sich schloß.

Dann wußte ich, was es war. Er war zu schwer. Die Bodenbretter ächzten unter seinem Gewicht, als hätte er Blei gefrühstückt, und die Wucht, mit der er die Zugtür schloß, ließ das Glas klirren, obwohl die Bewegung eher langsam war. Instinktiv richtete ich mich ein wenig im Sitz auf und musterte ihn genauer.

Der Mann drehte sich herum, erwiderte meinen Blick für die Dauer eines Atemzugs mit steinernem Gesicht und ließ sich in den Sitz genau mir gegenüber fallen. Die Bank zitterte wie unter einem Hammerschlag. Ich glaubte die Sprungfedern in den Polstern unter seinem Gewicht ächzen zu hören. Er mußte der schwerste Mann sein, dem ich jemals begegnet war. Dabei war er nicht einmal so groß wie ich und sogar noch eine Spur schlanker.

Plötzlich wurde ich mir der Tatsache bewußt, daß ich den Fremden noch immer unverwandt anstarrte, lächelte entschuldigend und wandte hastig den Blick ab. Mein Gegenüber war nicht ganz so höflich – er starrte mich weiter mit unbewegtem Gesicht an, und obwohl ich mich fast krampfhaft bemühte, nicht in seine Richtung zu sehen, spürte ich seinen Blick mit fast unangenehmer Deutlichkeit.

Von draußen ertönte wieder der schrille Pfiff der Lokomotive. Ein erster, noch sanfter Ruck ging durch den Zug, dann faßten die Räder, und der Zug fuhr an.

Als ich wieder aufblickte, starrte mich der Fremde noch immer an. Diesmal hielt ich seinem Blick stand; wenn auch nicht sehr lange. Der Blick seiner grauen, blitzenden Augen war... unangenehm. Sie sahen gar nicht aus wie lebende Augen, sondern wirkten vielmehr wie buntbemalte Glaskugeln, und die Härte, die ich darin las, ließ mich schaudern.

Schließlich senkte ich ein zweites Mal den Blick, griff nach der Zeitung neben mir und tat so, als lese ich. Aber ich spürte seinen Blick weiter.

Schließlich wurde es mir zu bunt. Mit einer Geste, die selbst dem dümmsten Trottel klar gemacht hätte, daß meine Geduld am Ende

war, senkte ich die Zeitung und blickte mein Gegenüber feindselig an. »Excusez-moi, Monsieur«, begann ich, wurde aber sofort von dem Fremden unterbrochen.

»Sie können ruhig Englisch sprechen, Mister«, sagte er und entblößte dabei ein wölfisches Gebiß, das wie poliertes Silber blitzte. »Das erleichtert die Sache. Ich. spreche Ihre Sprache.«

Ich nickte überrascht. Meine Französischkenntnisse waren mit den beiden Worten, die ich gesagt hatte, in der Tat so gut wie erschöpft, aber der hochmütige Ton, in dem der Bursche sprach, brachte irgend etwas in mir zum Kochen. Er war nicht einmal aggressiv – aber er sprach mit einer Kälte, als wäre sein Stimmapparat aus dem gleichen Stahl, aus dem sein unappetitliches Gebiß bestand. Trotzdem schluckte ich die scharfe Entgegnung, die mir auf den Lippen lag, noch einmal herunter, bedachte die Silberzähne meines Gegenübers mit einem bewußt angewiderten Blick und fragte: »Woher wissen Sie, daß ich Engländer bin?«

»Sie lesen eine englische Zeitung«, antwortete er.

»Scharf beobachtet.«

»Nicht besonders«, sagte der Fremde. »Es fällt auf, wenn jemand in Frankreich eine englische Zeitung liest. Ich bin nicht dumm.«

Diesmal kostete es mich wirklich meine ganze Selbstbeherrschung, ihm nicht die Antwort zu geben, die er verdiente.

Wütend faltete ich die Zeitung ganz auseinander, lehnte mich in die Polster zurück und hielt das Blatt vor das Gesicht, um wenigstens seinem unangenehmen Blick entzogen zu sein.

Aber mein eisenzähniger Mitreisender gab nicht so leicht auf. Zwei, vielleicht drei Minuten lang spürte ich seine bohrenden Blicke durch das Papier der Zeitung hindurch, dann räusperte er sich so lautstark, daß ich unwillkürlich die Zeitung sinken ließ und ihn ansah.

»Bis Paris kommt jetzt keine Haltestelle mehr«, sagte er.

»Und?«

»Nichts, und.« Er zuckte mit den Achseln und grinste. Dabei sah ich, daß seine Zähne wirklich aus Eisen waren. Nun ja, das war sein Problem. Paris war schließlich nicht nur eine Stadt der High-Society, sondern auch der Sonderlinge – um nicht zu sagen, Spinner. Und

vermutlich kam ich ihm mit meiner weißen Strähne im Haar genauso verrückt vor wie er mir. Ich seufzte und verkroch mich wieder hinter meiner Zeitung.

»Es ist praktisch, daß wir nicht mehr halten«, sagte Eisenzahn kalt. Eigentlich sprach er gar nicht wie ein Mensch, sondern zählte Tatsachen auf. Kalt, sachlich und ohne die geringste Spur irgendeines Gefühles. »Dann kann mich wenigstens niemand stören.«

»Wobei?« fragte ich in bewußt gelangweiltem Ton.

Diesmal antwortete er nicht – worüber ich nicht sonderlich böse war –, aber nach ein paar Sekunden hörte ich die Sitzpolster quietschen; dann schien das ganze Abteil zu erbeben, als er aufstand und mit einem schwerfälligen Schritt auf mich zutrat.

Vollends am Ende meiner Geduld angelangt, ließ ich die Zeitung sinken, starrte wütend zu ihm empor – und erstarrte.

Eisenzahn stand breitbeinig vor mir. Seine Hände waren halb erhoben und geöffnet, als wollte er mich packen. Sein Gesicht war noch immer so reglos wie eine Wachsmaske, aber in seinen Augen war plötzlich ein Glanz, der mich schaudern ließ.

»Was soll das?« fragte ich. »Was haben Sie vor?«

»Was soll ich schon vorhaben, Craven«, sagte Eisenzahn. »Ich bringe Sie um – was denn sonst?«

Und dann geschah alles gleichzeitig.

Seine Hände zuckten nach meinem Hals. Die Finger waren wie tödliche Krallen gekrümmt. Im gleichen Augenblick stieß sein Knie hoch und versuchte, mich zwischen die Oberschenkel zu treffen.

Dem Kniestoß wich ich im letzten Moment durch eine blitzartige Drehung aus; seinen Händen nicht mehr.

Die Krallen verfehlten zwar meine Kehle, aber seine Linke fuhr wie eine stählerne Forke neben mir in das Sitzpolster und zerfetzte es, während sich die Finger seiner Rechten in meine Schulter gruben und zudrückten, daß ich glaubte, meine Knochen knirschen zu hören. Ich schrie auf, warf mich im Sitz zur Seite und schlug ihm gleichzeitig die Faust gegen das Kinn.

Ein Hieb gegen massiven Fels hätte kaum weniger Erfolg gezeigt. Ein

greller Schmerz explodierte in meiner Hand und ließ mich erneut aufschreien, während Eisenzahns Gesicht nicht einmal zuckte. Mit einem wütenden Ruck zerrte er mich herum.

Verzweifelt bäumte ich mich auf, warf mich gleichzeitig zur Seite und nach vorne und versuchte, seinen Griff zu sprengen. Aber der Bursche war stark wie ein Elefant. Und er schien immun gegen jegliche Art von Schmerz zu sein. Seine Rechte umklammerte noch immer meine Schulter und schien sie zermalmen zu wollen, und die wütenden Hiebe, die ich immer wieder gegen sein Gesicht und seinen Hals abschoß, schien er nicht einmal zu spüren.

Er gab sich nicht einmal die Mühe, meine Schläge abzuwehren. Sein Kinn war voller Blut, aber es war mein Blut, das aus meinen aufgeplatzten Knöcheln quoll, und als ich mich herumwarf und ihm das Knie gegen den Leib schmetterte, zuckte er noch nicht einmal.

Dafür löste er endlich die Linke aus den zerfetzten Polstern, ballte sie zur Faust – und schlug mit aller Macht nach meinem Gesicht.

Im letzten Moment drehte ich den Kopf beiseite. Seine Faust streifte meine Schläfe und zerschmetterte die Abteilwand.

Die Berührung ließ meinen Schädel wie eine angeschlagene Glocke dröhnen. Rot flammende Kreise tauchten vor meinen Augen auf und trübten meinen Blick, und für eine schrecklich lange Sekunde drohte mir, das Bewußtsein zu verlieren. Eisenzahn riß mich wie eine Puppe in die Höhe, schleuderte mich in die Polster zurück und hob die Faust zum letzten, entscheidenden Hieb. Ich wußte, daß ich sterben würde, würden mich seine schrecklichen Fäuste auch nur ein einziges Mal mit aller Kraft treffen.

Ein harter, plötzlicher Ruck ging durch den Boden, als der Zug über eine Weiche hüpfte und sich die Erschütterung über die ungefederten Achsen bis in die Abteile fortpflanzte. Ich spürte es kaum, denn ich lag halb ausgestreckt und hilflos auf der Sitzbank, aber Eisenzahn, der mit leicht gespreizten Beinen über mir stand, wankte wie eine angeschlagene Statue und drohte für einen Moment nach vorne zu kippen.

Ich reagierte, ohne zu denken. Im gleichen Moment, in dem er seinen Sturz abzufangen versuchte, zog ich die Knie an den Körper, raffte das letzte bißchen Kraft, das mir geblieben war, zusammen – und trat ihm mit aller Gewalt vor den Bauch.

Es war wie vorhin, als ich nach seinem Kinn geschlagen hatte – der

Bursche mußte Betonplatten unter der Kleidung tragen, denn ich hatte das Gefühl, vor einen Felsen getreten zu haben. Ein gräßlicher Schmerz zuckte bis in meinen Rücken hinauf und drohte ein zweites Mal, mir das Bewußtsein zu rauben.

Aber ich sah immerhin, wie Eisenzahn wie ein gefällter Baum nach hinten kippte, in der gleichen, grotesken Haltung, in der er über mir gestanden hatte – die Arme ausgestreckt und die Hände halb geöffnet – auf die gegenüberliegende Sitzbank fiel und das Möbelstück mit seinem ungeheuren Gewicht kurzerhand zerschmetterte.

Als er sich aus den Trümmern der Bank zu befreien versuchte, war ich über ihm. Seine Hand griff nach mir, aber ich wich ihr aus, warf mich mit meinem ganzen Körpergewicht auf ihn und schlug ihm drei-, vier-, fünfmal hintereinander die Handkante gegen den Hals. Schon ein einziger dieser Hiebe hätte gereicht, selbst einen Giganten wie Rowlf zu betäuben – aber Eisenzahn schien sie nicht einmal zu spüren!

Dafür schnappte seine Hand nach meiner Kehle. Ich warf mich zurück, fühlte, wie seine Finger an meinem Hals entlangschrammten und dabei einen Teil meiner Haut mitnahmen, warf mich verzweifelt aus der Reichweite seiner schrecklichen Hände und griff blindlings um mich. Meine Finger ertasteten etwas Hartes, Schweres und klammerten sich darum. Es war ein Eisenstück; ein zollstarker, mehr als armlanger Stab, der aus der zerborstenen Bank herausschaute und an einem Ende mit den scharfkantigen Resten abgebrochener Bolzen versehen war.

Blind vor Angst schlug ich zu.

Eisenzahn versuchte den Hieb abzuwehren, aber er war nicht schnell genug. Meine improvisierte Stachelkeule traf seinen Schädel mit vernichtender Wucht, schmetterte ihn abermals zu Boden und wurde mir durch die schiere Wucht meines eigenen Schlages aus der Hand geprellt.

Und im gleichen Moment zuckte Eisenzahns Hand nach vorne und schloß sich wie eine stählerne Klammer um meinen Unterarm!

Noch einmal bäumte ich mich auf. Aber diesmal versuchte ich nicht mehr, seinen Griff mit Gewalt zu sprengen, sondern warf mich im Gegenteil in die Richtung, in die er mich zu zerren versuchte, drehte mich gleichzeitig um meine eigene Achse – und brachte ihn mit einem plötzlichen Ruck in die entgegengesetzte Richtung aus der Balance.

Eisenzahns eigene Kraft wurde ihm zum Verhängnis. Den Zug seiner

eigenen, übermenschlich starken Muskeln ausnutzend, hebelte ich ihn über meinen Rücken hinweg, half der Entwicklung noch durch einen kräftigen Stoß nach – und schleuderte ihn quer durch das Abteil gegen die Außenwand!

Die Tür schien wie von einer Kanonenkugel getroffen und zerschmettert zu werden. Eisenzahns Gewicht zermalmte das massive Blech wie Papier, ließ die Fensterscheibe in einem Hagel von Glassplittern explodieren und beulte die halbe Abteilwand ein. Er griff mit hilflos rudernden Armen um sich, klammerte sich am Türrahmen fest – und verlor abermals das Gleichgewicht, als seine Finger das Eisenblech wie Pergament zerfetzten.

Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse, aber über seine Lippen kam nicht der geringste Laut, als er in einer grotesken Bewegung weiter nach hinten kippte und aus dem fahrenden Zug fiel.

* * *

Dunkelheit und die Geräusche zahlreicher Menschen waren um ihn herum, als sich seine Sinne klärten. Eine Hand machte sich an seiner Schläfe zu schaffen und linderte geschickt den quälenden Schmerz, der dort tobte, und eine Stimme redete auf ihn ein. Er verstand die Worte nicht, aber sie beruhigten ihn irgendwie. Nach einer Weile hörte auch der irre Veitstanz auf, den seine Gedanken aufführten, und Sarim de Laurec tastete sich langsam in die Wirklichkeit zurück.

Das erste, was er sah, als er die Augen aufschlug, war das faltenzerfurchte Gesicht Jean Balestranos. Seine Lippen waren zu einem Lächeln verzogen, aber de Laurec sah trotzdem den Ausdruck von Sorge, der in den Augen des alten Mannes geschrieben stand.

»Was... ist geschehen?« fragte de Laurec mühsam. Er wollte die Hand heben, um nach der Schläfe zu tasten, aber Balestrano drückte seinen Arm mit sanfter Gewalt herunter.

»Es ist alles in Ordnung, Bruder«, sagte er. »Du hast uns alle gerettet.«

»Ich?« De Laurec versuchte zu lächeln, aber es mißlang; Schmerz und Schock ließen nur eine Grimasse daraus werden. Verwirrt stemmte er sich auf die Ellbogen hoch, fuhr plötzlich zusammen und drehte mit einem erschrockenen Laut den Kopf, um zum Altarstein und dem Kristallgehirn hinüber zu blicken.

Der schwarze Steintisch stand unberührt da, aber das Kristallgehirn war zur Seite gefallen und halb von der Platte heruntergerutscht. De Laurec sah deutlich die Stelle, an der sein Schwert eine Scharte in den diamantharten Kristall geschlagen hatte. »Was ist passiert?« murmelte er. »Ich… erinnere mich kaum.«

Balestrano lächelte. »Das ist normal«, sagte er. »Ich fürchte, du hast eine schwere Gehirnerschütterung, Bruder Laurec.« Er schwieg einen Moment, und als er weitersprach, waren seine Augen dunkel vor Sorge.

»Es ist meine Schuld«, sagte er. »Ich hätte diesen Versuch niemals zulassen dürfen.«

De Laurec hörte seine Worte kaum. Es fiel ihm schwer, sich auf den alten Mann zu konzentrieren. Seine Gedanken begannen sich zu verwirren, und für einen ganz kurzen Moment fragte er sich vollen Ernstes, wer er überhaupt war, und wie er hierher kam.

Verwirrt hob er die Hand an den Kopf und tastete mit den Fingerspitzen über die Schläfe. Warum hatte er plötzlich das Gefühl, eine lautlose Stimme in seinem Schädel flüstern zu hören?

»… unterschätzt«, sagte Balestrano. De Laurec fuhr zusammen und sah den Großmeister schuldbewußt an. Er begriff erst jetzt, daß Balestrano die ganze Zeit mit ihm gesprochen hatte. Er hatte die Worte nicht einmal gehört!

»Deine Befürchtungen waren nur zu berechtigt«, fuhr Balestrano fort. »Dieses Ding« – er verzog angewidert das Gesicht und deutete auf das beschädigte Kristallgehirn – »ist Teufelswerk. Wir hätten es niemals berühren dürfen!«

De Laurec schwieg. Was hätte er auch sagen sollen? Sie waren zusammengekommen, um das Kristallgehirn, das seinem Besitzer Gewalt über die magischen Tore der GROSSEN ALTEN gab, unter ihre Kontrolle zu bringen. Aber das Geschehen bewies, daß sich das magische Artefakt sehr wohl zu schützen vermochte, selbst gegen eine Loge der Tempelritter.

»Um ein Haar wären wir alle gestorben«, fuhr Balestrano fort, »hättest du es nicht zerschlagen.«

De Laurec blickte unsicher an Balestrano vorbei auf das schimmernde Kristallgebilde. »Ist es… zerstört?« fragte er.

Balestrano schwieg einen Moment, dann zuckte er mit den Achseln. »Ich weiß es nicht«, gestand er. »Zumindest ist es im Augenblick ungefährlich. Und ich werde dafür sorgen, daß es so bleibt.« Er schürzte entschlossen die Lippen. »Wir haben an Kräften gerührt, die nicht für Menschen sind«, sagte er bestimmt. »Um ein Haar hätten wir den Preis dafür gezahlt.«

»Was wollt ihr tun?« fragte de Laurec. »Es... vernichten?« Warum erschrak er so sehr bei diesem Gedanken? Bei der Vorstellung, das kristallene Gebilde zu zerstören, verspürte er eine beinahe körperliche Angst.

Balestrano schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er, »denn dazu ist es zu wertvoll. Ich bezweifle auch, daß wir es könnten. Aber ich werde es an einen sicheren Ort bringen und dafür sorgen, daß niemand seine Kräfte weckt, ehe wir nicht genau wissen, womit wir es zu tun haben.« Er stand auf, wartete, bis auch de Laurec sich erhoben hatte, und deutete mit einer befehlenden Geste zur Tür.

»Geht«, sagte er. »Geht alle hinaus, laßt mich allein. Was zu tun ist, muß ich allein tun.«

De Laurec starrte den weißhaarigen Tempelritter sekundenlang an. Seine Verwirrung wuchs mit jeder Sekunde. Er hatte plötzlich eine absurde Angst davor, daß Balestrano trotz seiner gegenteiligen Worte das Gehirn zerstören würde, und sei es nur aus Angst vor dessen Macht.

Aber er sprach nichts davon aus, sondern drehte sich schließlich ebenso wie die anderen um und wollte den Kellerraum verlassen. Doch diesmal war es Balestrano selbst, der ihn zurückhielt.

»Noch einen Moment, Bruder Laurec«, sagte er. De Laurec blieb gehorsam unter der Tür stehen und wandte sich noch einmal um. Balestrano war dicht an den Tisch mit dem kristallenen Gehirn herangetreten, und auf seinem Gesicht lag ein angespannter, konzentrierter Ausdruck. »Fühlst du dich wieder kräftig genug, einen Moment mit mir zu reden?« fragte er.

De Laurec nickte. »Natürlich.«

»Dann warte draußen auf mich«, sagte Balestrano. »Wir müssen noch bereden, was mit Bruder Howard geschieht. Du weißt, daß er in Paris ist?«

De Laurec nickte. »Seit geraumer Zeit. Und dieser Narr Craven ist

ebenfalls auf dem Weg hierher.«

Balestrano machte eine unwillige Geste. »Craven interessiert uns nicht«, sagte er. »Er ist nicht unser Feind, Laurec.«

»Er ist –« begann de Laurec.

Aber Balestrano fiel ihm sofort ins Wort: »Er hat uns einen großen Dienst erwiesen, vergiß das nicht.«

»Ohne es zu wollen!« entgegnete de Laurec ärgerlich. Den Zorn, den er bei diesen Worten empfand, verstand er selbst nicht ganz. Er wußte sehr wohl, daß Robert Craven schlimmstenfalls unbedeutend und bestenfalls ein potentieller Verbündeter in ihrem unablässigen Kampf mit dem Antichristen war. Warum empfand er eine solche Wut, wenn er nur an diesen Namen dachte?

»Muß ich dich erinnern, was Bruder DeVries geschehen ist?« sagte Balestrano streng. »Er hat gegen meinen Willen versucht, Craven zu töten.«

Und dafür mit dem Leben bezahlt, fügte de Laurec zornig in Gedanken hinzu. Aber er senkte gehorsam den Blick. »Craven wird nichts geschehen, Bruder«, sagte er demütig. Dann wandte er sich um und verließ den Raum, um draußen zu warten.

Der Schmerz in seiner Schläfe wurde stärker.

* * *

Mit einem einzigen Satz war ich bei der Tür. Der Zug schaukelte und hüpfte wie ein bockendes Muli unter meinen Füßen, so daß ich um ein Haar das Gleichgewicht verloren und hinter Eisenzahn hergefallen wäre. Der Fahrtwind trieb mir die Tränen in die Augen, als ich mich an der verbeulten Kabinenwand festklammerte und hinausbeugte.

Im ersten Moment sah ich nichts als die Schatten der vorüberhuschenden Landschaft, dann drehte ich das Gesicht aus dem Wind, blickte zum Heck des Zuges zurück – und sah, wie sich eine Gestalt unmittelbar neben den Bahngeleisen in die Höhe stemmte – und mit einem unglaublich kraftvollen Satz direkt auf den fahrenden Zug sprang!

Hätte es nach allem noch eines endgültigen Beweises bedurft, daß

mein unheimlicher Gegner alles andere als ein normaler Mensch war, dann wäre es dieses Bild gewesen.

Eisenzahn versuchte nicht, sich auf eine der Plattformen zu schwingen, die die Wagen der ersten und zweiten Klasse abschlossen, sondern ging die Sache entschieden direkter an. Wie ein lebendes Geschoß krachte er gegen den Zug. Seine Hand zerschmetterte das Blech einer Abteiltür und fand irgendwo drinnen Halt, während er selbst das Gleichgewicht verlor, mit den Füßen auf den Schotter neben den Geleisen geriet und ein gutes Stück mitgeschleift wurde, ehe er auch mit der anderen Hand sicheren Halt fand und sich in die Höhe ziehen konnte. Wie eine Spinne kletterte er an der Außenwand des Zuges entlang, wobei sich seine Finger und Zehen in das lackierte Stahlblech gruben und kleine runde Löcher darin hinterließen.

Der Anblick war so unglaublich, daß ich für einen Moment sogar die Gefahr vergaß, in der ich mich befand.

Der Unheimliche war zu weit entfernt, als daß ich Einzelheiten erkennen konnte – aber, zum Teufel, er war bei einer Geschwindigkeit von beinahe fünfzig Meilen aus einem fahrenden Zug gestürzt und mußte sich alle Knochen dabei gebrochen haben! Und trotzdem kroch er langsam, aber stur wie eine Maschine, über die Außenseite des Zuges weiter auf mich zu!

Erst, als Eisenzahn schon fast die Hälfte des Zuges überwunden hatte und den Kopf hob, um sich zu orientieren, wurde ich mir der Tatsache wieder bewußt, daß er dieses Kunststück nicht aus reinem Sportsgeist aufführte, sondern zurückkam, um zu Ende zu bringen, was er begonnen hatte, ehe ich ihn aus dem Zug warf – nämlich mich umzubringen!

Erschrocken prallte ich von der Tür zurück und sah mich hastig nach einer Waffe oder einem Fluchtweg um.

Das Abteil bot einen Anblick, als wäre eine Granate darin explodiert, aber es gab nichts, was sich auch nur annähernd als Waffe angeboten hätte. Wie unempfindlich der Fremde gegen Hiebe mit Eisenstangen oder ähnlichen Spielzeugen war, hatte er ja bereits bewiesen.

Und es gab auch keinen Fluchtweg. In Gedanken verfluchte ich mich dafür, eines jener Erste-Klasse-Abteile gewählt zu haben, die nur von außen zu betreten waren. Ich hatte mir auf diese Weise eine ungestörte Fahrt sichern wollen, aber es konnte gut sein, daß ich mir eine Karte zu meinem eigenen Grab gelöst hatte...

Hastig trat ich zu dem Trümmerhaufen, der von meiner Sitzbank übrig geblieben war, zog den Stockdegen aus meinem Reisekoffer und verstaute ihn sicher unter meinem Gürtel.

Einen Moment lang blieb mein Blick auf dem roten Bügel der Notbremse haften, aber ich verwarf den Gedanken, sie zu ziehen, schnell wieder. Nein – es gab nur einen Weg. Auch wenn mir allein bei dem Gedanken daran schon der kalte Angstschweiß ausbrach.

Eisenzahn war bis auf eine gute Wagenlänge herangekommen, als ich abermals an die Tür trat und mich – vorsichtig mit beiden Händen an dem zerfetzten Rahmen Halt suchend – hinausbeugte. Seine Augen waren starr geöffnet, trotz des rasenden Fahrtwindes, und ich sah jetzt, als er näher gekommen war, daß sein Gesicht ein bißchen eingedrückt zu sein schien.

Der Anblick ließ mich auch meine letzten Hemmungen vergessen. Vorsichtig beugte ich mich weiter hinaus, griff mit beiden Händen nach oben, bis meine Finger irgendwo an dem verbeulten Blech Halt fanden, löste den linken Fuß vom Boden und schwang mich mit einer kraftvollen Bewegung aus dem Zug.

Eine endlose, grauenerfüllte Sekunde lang schwebte ich über dem Nichts. Der Fahrtwind schlug mir wie eine unsichtbare Faust entgegen und nahm mir den Atem, und der Zug sprang und zitterte unter mir wie ein bockendes Pferd, das mit aller Kraft versucht, einen Reiter abzuschütteln.

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Eisenzahn seine Anstrengungen verdoppelte und schnell näher kam. Seltsamerweise kam er immer noch nicht auf den Gedanken, das Nächstliegende zu tun und auf das Zugdach hinaufzuklettern, um mich dort in aller Ruhe zu erwarten, sondern krabbelte weiter wie eine Spinne an der Außenseite des Waggons entlang.

Der Anblick gab mir zusätzliche Kraft. Meine Füße fanden irgendwo Halt, ich ließ mit der linken Hand los, tastete blind nach oben und fühlte die Krümmung des Daches, dann etwas Kleines, Spitzes, das stabil genug schien, mein Körpergewicht zu tragen, und zog mich mit einem verzweifelten Ruck nach oben.

Zwei, drei Sekunden blieb ich reglos liegen, rang nach Atem und wartete darauf, daß meine Hände und Knie zu zittern aufhörten. Dann stemmte ich mich vorsichtig hoch, kroch bis in die Mitte des Daches und sah zurück.

Über der Kante des Zugdaches erschien eine Krallenhand, grub sich mit einem schmetternden Knall in und durch das Blech und fand an einem Träger darunter festen Halt. Sekunden später erschien ein dunkler Haarschopf über dem Dach, und kalte, polierte Glasaugen starrten mich an.

Ich schluckte einen Fluch herunter, sprang auf die Füße und wirbelte herum. Der Wagen, auf dessen Dach ich mich befand, war der letzte gleich hinter der Lokomotive, so daß mir keine andere Wahl blieb, als an Eisenzahn vorbei wieder in Richtung Zugende zu rennen – wobei seine Hand um ein Haar mein Bein erwischt hätte und ich mich nur durch einen riskanten Hüpfer in Sicherheit bringen konnte.

Eine höchst zweifelhafte Sicherheit allerdings, wie sich bald herausstellte. Ich hatte kaum ein Dutzend Schritte zurückgelegt, da hatte ich auch schon das Ende des Wagens erreicht – und das Dach des dahinterliegenden war gute zwei Yards entfernt und sprang und hoppelte wie ein wildgewordener Maulesel auf und ab!

Zwei Yards sind vielleicht kein besonders wagemutiger Sprung für einen durchtrainierten Mann wie mich, unter normalen Umständen. Aber ein Fehltritt würde einen Sturz unter die Räder des Zuges bedeuten, bestenfalls auf den Schotter des mit mehr als fünfzig Meilen vorbeirasenden Bahndammes – und wahrscheinlich wäre das eine so tödlich wie das andere.

Hinter mir erscholl ein splitterndes Geräusch, und als ich zurückblickte, sah ich, wie sich Eisenzahn umständlich auf die Beine erhob und mit ausgebreiteten Armen auf mich zugetapst kam. Seine Füße hinterließen tiefe Dellen im Blech des Daches.

Ich vergaß meine Furcht, spannte die Muskeln – und stieß mich ab.

Es war leichter, als ich gefürchtet hatte. Der Wagen schien mir noch entgegenzuspringen. Ich kam ungeschickt auf, fiel auf die Knie, fing den Sturz mit beiden Händen auf und stieß mich wie ein Hundert-Meter-Läufer am Start ab. Verzweifelt rannte ich los, während Eisenzahn mir auf die gleiche Weise folgte; zwar wenig elegant, dafür aber erheblich lauter.

Es war aussichtslos. Ich rannte, so schnell es der schwankende Untergrund zuließ, sprang von Wagendach zu Wagendach und vergrößerte die Entfernung zwischen mir und meinem unheimlichen Verfolger allmählich.

Schließlich hatte ich das Ende des Zuges beinahe erreicht und blieb

unsicher stehen. Vor mir lag ein letzter Wagen – und dann nichts mehr. Es sah aus, als wäre meine Flucht zu Ende, ehe sie richtig begonnen hatte. Verzweifelt drehte ich mich herum, tastete nach dem Stockdegen unter meinem Gürtel und blickte meinem Gegner mit einer Mischung aus Entsetzen und trotzigem Zorn entgegen. Ich wußte weder, wer der Bursche war, noch was er von mir wollte – aber ich würde mein Leben so teuer wie möglich verkaufen.

Dann sah ich den Schatten am vorderen Ende des Zuges; noch weit vor der Lokomotive. Ein verzweifelter Plan begann hinter meiner Stirn Gestalt anzunehmen. Hätte ich Zeit gehabt, ihn in allen Einzelheiten zu durchdenken, hätte ich es vermutlich zehnmal lieber auf einen Kampf mit dem Unheimlichen ankommen lassen – aber gottlob blieb mir keine Zeit.

So wandte ich mich noch einmal um, sprang auf den letzten Wagen und wirbelte abermals herum, kaum daß ich sicheren Stand gefunden hatte. Der Stockdegen glitt wie von selbst aus seiner Umhüllung und funkelte wie ein gefangener Blitz in meiner Hand. Der Schatten erreichte die Lokomotive und jagte über sie hinweg. Noch zwei Sekunden, schätzte ich. Allerhöchstens.

Eisenzahn blieb stehen, kaum einen Schritt vom Ende des Wagendaches entfernt. Seine kalten Glasaugen musterten die Waffe in meiner Hand, und für einen Moment zögerte er, als schätze er ihre Gefährlichkeit ab. Dann machte er eine wegwerfende Handbewegung, spannte sich – und sprang.

Ich ließ mich zur Seite fallen, schloß die Augen – und stürzte mit angehaltenem Atem vom Wagendach herunter. Was dann geschah, ging so unglaublich schnell, daß ich selbst hinterher nicht sicher war, es wirklich gesehen oder mir nur eingebildet zu haben.

Der Boden raste auf mich zu. Eisenzahn landete wie ein lebender Amboß auf dem Dach und beulte es ein, fand mit wild wedelnden Armen sein Gleichgewicht wieder. Sein Stahlgebiß blitzte. Aber nur für eine halbe Sekunde. Hinter ihm jagte der Schatten heran. Die Lokomotive stieß einen schrillen Pfiff aus, dann fiel der Schatten der Brücke direkt über unseren Wagen. Eisenzahn versuchte noch zu reagieren, wirbelte mit übermenschlicher Schnelligkeit herum und duckte sich gleichzeitig. Aber obwohl er sich mindestens doppelt so schnell bewegte wie ein normaler Mensch, hatte er die Drehung nicht einmal halb beendet, als der Zug unter der Brücke hindurchdonnerte.

Es war eine sehr niedrige Brücke. So niedrig, wie ich gehofft hatte.

Sogar noch ein bißchen niedriger…

* * *

»Pardon, Monsieur – wie war doch gleich Ihr Name?« Der livrierte Lakai, der nach dem dritten Klopfen unter der Tür des Hauses in der Rue des Gascogne No. 17 erschienen war und den beiden sonderbaren Besuchern den Einlaß verwehrte, legte demonstrativ seine Stirn in Falten. »Oh-ahr?«

»Howard«, sagte der Ältere der beiden, ein hagerer, eher konservativ gekleideter Gentleman mit scharfgeschnittenen Zügen, der ein erbärmlich stinkendes Zigarillo rauchte und mit der anderen Hand mit einem Stockschirm spielte. »Howard Phillips Lovecraft, um genau zu sein. Aber Howard dürfte genügen. Wenn Sie mich jetzt bitte Monsieur Benoit melden würden?«

Der Lakai hob in einer abwehrenden Geste die Hände. »Ich fürchte, Sie unterliegen einem bedauernswerten Irrtum, Monsieur«, sagte er und warf Howards Begleiter, einem bulligen, vierschrötigen Kerl mit der Gestalt eines Preisboxers samt der dazu passenden breitgeschlagenen Nase, einen fast ängstlichen Blick zu. »Hier wohnt kein Monsieur Benoit«, fuhr er hastig fort. »Dies ist das Stadthaus von Monsieur Guy de Mortignac. Von einem Monsieur – äh… Benoit habe ich noch nie gehört. Vielleicht war es der Vorbesitzer des Hauses.«

»Un seit wann wohnta hier, dieser Monsö Moritkack?« erkundigte sich Howards Begleiter in einem Französisch, das noch zerschlagener wirkte als sein Gesicht. »Vielleich holnsen ma her. Kann ja sein, dasser was übba Bennoa weiß.«

Der Lakai erbleichte, schien aber nach einem weiteren Blick auf Rowlfs schaufelgroße Hände zu der Ansicht zu kommen, daß es besser wäre, die Beleidigung zu überhören. »Ich fürchte, auch das wird nicht möglich sein, Monsieur«, erwiderte er steif. »Die Herrschaften sind auf ihr Landgut gefahren – und ich weiß nicht, wann sie wiederkommen«, fügte er hastig hinzu.

Rowlf setzte zu einer wütenden Entgegnung an, aber Howard legte ihm rasch und beruhigend die Hand auf den Unterarm. »Laß gut sein, Rowlf«, sagte er und fügte an den Lakai gewandt hinzu: »Bitte entschuldigen Sie die Störung, mein Freund. Vielleicht habe ich mich wirklich in der Hausnummer getäuscht. Es ist lange her, daß ich in Paris war. Au revoir.«

»Au revoir, Monsieur.« Verwirrt blickte der Lakai den beiden Männern nach, die auf dem Absatz kehrt machten und auf die um diese Tageszeit beinahe leere Rue de Gascogne hinaustraten. Von hinten boten ihre so ungleichen Gestalten – der eine ein Kleiderschrank von einem Mann, der andere eine wahre Bohnenstange – einen fast komischen Anblick. Der Lakai begann sich zu fragen, warum er sich jemals vor diesen beiden gefürchtet hatte. Aber als er mit einem Kopfschütteln die schwere, reich verzierte Eichentür wieder schloß, überlief ihn ein merkwürdiger Schauer, der auch nicht vergehen wollte, nachdem er sich ausgiebig an dem Likörkabinett seiner Herrschaften bedient hatte.

Die beiden Männer, das spürte er, waren der Verzweiflung nahe gewesen. Und Verzweifelte taten oft Dinge, die irrational und gefährlich waren.

* * *

»Die wievielte Adresse war das?«

Rowlfs grollende Stimme riß Howard Lovecraft aus seinen düsteren Gedanken. Sie waren von der Rue de Gascogne abgebogen und promenierten nun die belebtere Rue de Rivoli entlang. Junge, vorwiegend weiß gekleidete Damen an den Armen ihrer Kavaliere, Kinder in blauen Matrosenanzügen und zartrosa gerüschten Kleidchen, die vornehm herausgeputzt zwischen ihren Eltern von Auslage zu Auslage der teuren Geschäfte stolzierten, zwei- und vierspännig gezogene Kutschen – es war ein Treiben, das das Herz eines jeden Flaneurs höher schlagen lassen mußte. Nur Rowlf und er schienen nicht so recht hierher zu passen. Sie waren zu düster für dieses heitere Treiben, zwei schwarze Farbtupfer in diesem hellen Gemisch aus Licht, Luft und den schwerelosen Farben des Sommers.

Aber schließlich war Howard nicht nach Paris gekommen, um den Sommer in dieser ungekrönten Hauptstadt der zivilisierten Welt zu genießen. Er war gekommen, weil er sich einem Gericht stellen wollte, dessen Schergen ihn von Kontinent zu Kontinent verfolgt und zu töten versucht hatten. Aber jetzt, da er an den Ort seiner Aburteilung zurückgekehrt war, wollten sie offensichtlich nichts mehr von ihm wissen.

Seufzend zündete er sich ein neues Zigarillo an dem alten, fast bis zu den nikotin- und teerverfärbten Fingern heruntergebrannten Stummel an. Er inhalierte tief, bis sein Kopf von einer bläulichen,

übelriechenden Wolke eingehüllt war. »Ich verstehe das einfach nicht mehr, Rowlf«, sagte er. »Seit einer Woche klappern wir jetzt alle alten Kontaktadressen ab, und überall scheint plötzlich eine Mauer zu sein. ›Nie gehört, den Namen.‹ ›Nein, der ist unbekannt verzogen.‹ ›.Monsieur Lasalle? Nein, den gibt es hier nicht, und ich wohne seit zehn Jahren hier.‹ – Es ist zum Verrücktwerden!«

»Stimmt«, pflichtete Rowlf seinem Herrn und Meister bei. Wie immer, wenn sie allein waren, hatte er sein Pidgin-Englisch vergessen und sprach ohne Akzent, und auch der dümmliche Ausdruck war von seinen Zügen verschwunden. »Aber wie ich dich kenne, gibst du nicht auf, wie?«

Lovecraft lachte rauh, was ihm die verwunderten Blicke einiger Passanten einbrachte. »Nein, Rowlf«, antwortete er. »Natürlich werde ich nicht aufgeben. Aber vielleicht bleibt mir bald nichts anderes mehr übrig. Die Adressenliste wird allmählich kürzer. Offengestanden weiß ich nur noch eine einzige Möglichkeit, doch noch Kontakt mit meinen ehemaligen Brüdern« – er spie das Wort beinahe aus – »aufzunehmen.«

»Und die wäre?« fragte Rowlf. Sein Blick spiegelte eine sanfte Sorge. Er hatte bisher kein Geheimnis daraus gemacht, wie wenig er mit dem einverstanden war, was Howard tat.

»Gaspard«, antwortete Howard. »Immer vorausgesetzt, daß er nicht ebenso verschwunden ist wie alle anderen, wäre es mir sehr… unangenehm, zu ihm gehen zu müssen. Aber es scheint, als gäbe es keine andere Möglichkeit mehr.« Er seufzte enttäuscht.

»Warum reisen wir nicht zurück nach London?« schlug Rowlf vor. »So, wie es aussieht, scheinen sie kein Interesse mehr an dir zu haben.«

Howard nickte böse. »Du drückst es schon ganz richtig aus, Rowlf – so, wie es aussieht.« Er schüttelte heftig den Kopf, trat an den Straßenrand und hielt nach einer Kutsche Ausschau.

»Hast du vergessen, was in London passiert ist?« fragte er. »DeVries kam nicht aus freien Stücken. Ich kann es nicht riskieren, daß noch mehr Unschuldige meinetwegen in Gefahr geraten.« Er erspähte eine freie Mietkutsche, hob die Hand und wartete schweigend, bis der Wagen vor ihnen angehalten hatte und der Kutscher vom Bock sprang, um den Schlag aufzureißen. Rasch sagte er ihm eine Adresse, die Rowlf nicht genau verstand, wartete, bis sein hünenhafter Begleiter in den Wagen gestiegen war, und kletterte schnaubend hinterher.

»Wohin fahren wir?« fragte Rowlf, als sich die Kutsche schaukelnd in

Bewegung setzte. »Ins Hotel?«

Howard schüttelte den Kopf. »Zu Gaspard«, sagte er nach kurzem Zögern. »Oder zumindest dorthin, wo er gewohnt hat, als ich das letzte Mal hier in Paris war.«

»Du hast den Namen nie erwähnt«, bemerkte Rowlf. »Was ist das für ein Mann? Ein... Freund von dir?«

Ein sonderbarer Ausdruck von Trauer huschte über Lovecrafts hagere Züge. »Freund?« wiederholte er. Dann lächelte er, aber auch dieses Lächeln wirkte traurig. »Ja, wir... waren einmal Freunde«, antwortete er, aber er sprach in einem Ton, als rede er mit sich selbst. »Gute Freunde sogar. Aber dann habe ich seine Freundschaft mißbraucht, und jetzt würde ich mich schämen, ihm unter die Augen zu treten.«

»Und trotzdem fahren wir hin?«

Howard nickte. »Nach allem, was vorgefallen ist, kann er mich eigentlich nur noch, hassen«, sagte er leise. »Er würde mir bestimmt mit Freuden helfen, Kontakt mit den Templern herzustellen. Er weiß, daß das hiesige Templerkapitel mich zum Tode verurteilt hat. Und wenn er mich zu ihnen bringt, kann er sich wenigstens an mir rächen. Ohne auch nur einen Finger zu krümmen.«

Rowlf runzelte die Stirn und setzte dazu an, eine weitere Frage zu stellen, aber dann fiel ihm der sonderbare Ausdruck in Howards Augen auf, und er schwieg. Er war lange mit Howard zusammen, vielleicht länger, als irgendein anderer Mensch vor ihm. Und vielleicht kannte er ihn besser als irgendein anderer. Aber es gab noch immer eine Menge Dinge, die er nicht wußte. Und er hatte das sichere Gefühl, daß Howard ohnehin schon mehr gesagt hatte, als er wollte.

Länger als eine halbe Stunde fuhren sie schweigend weiter, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Die Kutsche rollte über das gepflegte Kopfsteinpflaster der Pariser Straßen, fuhr über den Montmartre und ein paar Minuten lang an den Ufern der Seine entlang, dann begann die Umgebung ganz langsam an Pracht und Schönheit zu verlieren. Die Kleider der Passanten, an denen sie vorüberkamen, waren nicht mehr ganz so teuer und exklusiv. Hier und da tauchte ein Karren mit Gemüse oder Kohlen zwischen den Mietdroschken auf, eine Schlägermütze zwischen den weißen Hüten der Damen, eine schwarze Arbeiterjacke unter den maßgeschneiderten Ausgehanzügen ihrer Kavaliere.

Als die Kutsche schließlich anhielt, schienen sie nicht nur in einem

anderen Teil, sondern in einer anderen Stadt zu sein. Rowlf sah sich mißtrauisch um, als sie aus dem Wagen stiegen und von der Bordsteinkante zurücktraten. Die Straße war schmal, flankiert von düsteren, im Laufe der Jahrzehnte schwarz gewordenen Häusern, und von Schlaglöchern übersät. Ein unangenehmer, leicht fauliger Geruch hing in der Luft, und die wenigen Menschen, die ihnen begegneten, bedachten Howards vornehme Kleidung mit eindeutig feindseligen Blicken. Rowlf spannte sich instinktiv, als Howard mit weit ausgreifenden Schritten auf ein Gebäude am anderen Ende der Straße zuhielt.

»Bist du sicher, daß wir hier richtig sind?« fragte er.

Howard zuckte mit den Achseln. »Was die Adresse angeht – ja. Allerdings war die Gegend vor fünf Jahren noch nicht so heruntergekommen wie jetzt. Ich hoffe nur, Gaspard wohnt noch hier.«

Sie überquerten die Straße, wichen einer großen, ölig schimmernden Pfütze aus und blieben schließlich vor einem winzigen Ladengeschäft stehen. Auf den blindgewordenen Scheiben verkündete abblätternde Farbe:

François Gaspard,

An- und Verkauf von Büchern, Antiquariat

Okkulte Schriften

»Er scheint wirklich noch hier zu wohnen«, murmelte Howard. Seine Stimme war so leise, als spräche er mit sich selbst, und auf seinen Zügen lag mit einem Male ein Ausdruck von Schmerz, den sich Rowlf nicht erklären konnte.

»Vielleicht ist es besser, wenn ich erst einmal allein hineingehe«, erbot sich Rowlf an. »Es könnte eine Falle sein.«

Howard drehte mit einer ruckartigen Bewegung den Kopf. Dann lächelte er verzeihend. »Kaum«, sagte er. »Wenn dort drinnen eine Gefahr auf mich warten sollte, dann bestimmt keine, vor der du mich schützen kannst, Rowlf.«

Rowlf verstand nun überhaupt nichts mehr. Aber Howard machte keine Anstalten, seine Worte zu erklären, sondern straffte mit einem Seufzer die Schultern, streckte die Hand nach der Türklinke aus – und

drückte sie übertrieben kräftig herunter.

Kühle, Halbdunkel und der charakteristische Geruch alter Bücher schlugen ihnen entgegen, als sie den kleinen Laden betraten. Der Raum hinter den Scheiben mochte in Wahrheit groß sein, aber er war derart vollgestopft mit Regalen und Tischen, auf denen sich Bücher und Folianten aller nur denkbaren Art und Größe stapelten, daß Rowlf beinahe Platzangst bekam. Eine kleine Glocke über der Tür kündete ihr Kommen an, und schon nach Sekunden ertönten aus dem Hintergrund des Raumes schlurfende Schritte. Howard spannte sich. Seine Finger zupften mit kleinen, nervösen Bewegungen am Saum seines Gehrockes.

Die Schritte kamen näher, dann schälte sich ein Schatten aus dem Gewirr von Bücherregalen und -stapeln. Rowlf erkannte einen grauhaarigen, hageren Mann schwer bestimmbaren Alters. Sein Gesicht war zu einem knappen, berufsmäßigen Lächeln verzogen, und seine Haut hatte den kränklichen, wächsernen Farbton des Menschen, der zu selten an frischer Luft und Sonne war.

»Monsieur?« begann er. »Was kann ich für Sie –«

Der Mann stockte. Das Lächeln auf seinen Zügen erlosch und wurde dann zur Grimasse. Seine Augen flammten auf, und Rowlf sah, wie sich seine Hände blitzartig zu Fäusten ballten und dann wieder öffneten.

»Hallo, Gaspard«, sagte Howard leise.

Gaspard schwieg. Sein Gesicht zuckte, und in seinen Augen wechselten sich in Sekunden Haß und Unglauben und Schrecken und Verzweiflung ab, so rasch, daß Rowlf nicht zu sagen wußte, welches Gefühl nun die Oberhand behielt. »Du... du bist tatsächlich gekommen«, sagte er schließlich. »Du hast es wirklich gewagt.« Seine Stimme bebte.

Der Ausdruck von Trauer auf Howards Zügen vertiefte sich. »Du haßt mich noch immer, Gaspard«, sagte er leise. »Ich hatte gehofft, daß –«

Gaspard unterbrach ihn mit einer wütenden Handbewegung. »Hassen?« schnappte er. »Wie kommst du darauf, Howard? Ich hasse dich nicht. Ich verachte dich. Und ich verfluche den Tag, an dem ich dich kennengelernt habe. Du bist es nicht wert, daß ich dich hasse.«

Lovecraft fuhr wie unter einem Schlag zusammen. »Es tut mir leid, Gaspard«, flüsterte er. »Ich hatte gehofft, daß die Zeit die Wunde ein

wenig geheilt hat, aber ich sehe, daß du mir nicht vergeben hast.«

»Was willst du?« schnappte Gaspard. Sein Gesicht war jetzt zur Maske erstarrt, und seine Stimme klang kalt und, schneidend wie die einer Maschine.

Howard atmete hörbar ein. »Ich brauche deine Hilfe, Gaspard.«

»Meine Hilfe?« Gaspard lachte, aber es klang nicht sehr amüsiert. »Wobei, mein Freund«, fragte er. »Ich habe nur eine Tochter. Wenn du auf ein Abenteuer aus bist, kann ich dir leider nicht dienen. Aber Paris ist groß.«

Howard krümmte sich wie unter einem Hieb. »Bitte, Gaspard«, sagte er, beinahe flehend. »Ich kann nicht mehr sagen, als daß es mir leid tut. Und es war niemals ein Abenteuer für mich, das mußt du mir glauben. Ich habe es ernst gemeint.«

Gaspard nickte. »Das habe ich auch gedacht, damals. Und Ophelie auch. Bis zu dem Morgen, an dem du verschwunden warst.«

Rowlf blickte verwirrt zwischen Howard und dem grauhaarigen Franzosen hin und her. Ophelie? dachte er. Er hatte diesen Namen noch niemals gehört.

»Ich hatte keine andere Wahl«, antwortete Howard leise. »Ich mußte Paris verlassen. Ich war in Gefahr. Und Ophelie und du wäret es auch gewesen, wenn ich geblieben wäre.«

»Wäre sie auch in Gefahr geraten, wenn du geschrieben hättest?« fragte Gaspard kalt. »Oder hattest du kein Geld mehr, um das Porto zu bezahlen?«

Howard seufzte. »Ich hatte keine Wahl«, sagte er noch einmal. »Du weißt nicht, was damals geschehen ist.«

»Doch«, sagte Gaspard ruhig. »Du scheinst mich für einen Narren zu halten, Howard. Deine Brüder kamen zu mir, keine Woche, nachdem du Ophelie im Stich gelassen hattest.«

Howard erschrak sichtlich. »Sie waren hier?« keuchte er. »Haben sie... haben sie Ophelie etwas getan?«

Gaspard schürzte die Lippen, schüttelte den Kopf und starrte Howard mit unverhohlenem Haß an. »Nein«, sagte er. »Sie haben ihr nichts getan. Aber das war kaum dein Verdienst. Was willst du?« fragte

Gaspard noch einmal. »Ophelie ist nicht hier. Sie ist nicht einmal in Paris.« Er schnaubte. »Wenn du gekommen bist, um sie zu sehen, hast du den Weg umsonst gemacht. Sie will dich nie wiedersehen. Und ich auch nicht.«

»Ich bin nicht ihretwegen hier«, murmelte Howard. »Ich versuche seit einer Woche, Kontakt mit dem Orden aufzunehmen. Bisher ist es mir nicht gelungen.«

»Und jetzt glaubst du, ich könnte dir dabei helfen?« Gaspard lachte hart. »Wenn das alles ist – warte.« Er drehte sich um, verließ den Raum durch eine Seitentür und kam kaum eine Minute später zurück, ein kleines, in braunes Papier eingeschlagenes Päckchen unter dem Arm.

»Was ist das?« fragte Howard verwirrt, als Gaspard ihm das Paket entgegenhielt.

»Woher soll ich das wissen«, schnappte Gaspard. »Es wurde für dich abgegeben – vor ein paar Tagen.«

Howard griff zögernd nach dem zigarrenkistengroßen Päckchen. »Abgegeben?« vergewisserte er sich. »Von wem?«

»Einem Fremden«, antwortete Gaspard. »Einem Mann, den ich vorher nie gesehen habe. Er hat mir fünfhundert Francs gegeben und das Päckchen.« Sein Gesicht verzog sich, als spräche er über eine Obszönität. Plötzlich griff er in die Innentasche seines abgewetzten Rockes, zog ein zusammengefaltetes Bündel mit Geldscheinen hervor und schleuderte es Howard vor die Füße. »Das sind die fünfhundert Francs«, sagte er angewidert. »Nimm sie und gib sie ihm wieder. Ich will nichts, was irgendwie mit dir zu tun hat, behalten. Er sagte, du würdest kommen und es holen.« Er wartete, bis Howard das Päckchen an sich genommen hatte, dann deutete er mit einer Kopfbewegung zur Tür.

»Aufmachen kannst du es draußen«, sagte er kalt. »Geh. Und komm nicht wieder.«

Eine endlose Sekunde lang starrte Howard den grauhaarigen Franzosen noch an, dann drehte er sich auf dem Absatz herum und stürmte aus dem Laden, so schnell, daß Rowlf Mühe hatte, überhaupt mit ihm Schritt zu halten.

* * *

Der Aufprall hatte mir das Bewußtsein geraubt, aber es konnte kaum mehr als eine Minute vergangen sein, denn das erste, was ich wahrnahm, war das schrille Pfeifen der Lokomotive. Sekundenlang blieb ich reglos liegen und wartete darauf, daß der hämmernde Schmerz in meinem Hinterkopf nachließ, dann öffnete ich die Augen, erkannte einen Ausschnitt regengrauen Himmels über mir und fand mich langsam mit der Tatsache ab, noch am Leben und – wenigstens einigermaßen – unverletzt zu sein.

Mühsam richtete ich mich auf. Das quälende Hämmern in meinem Schädel ließ rasch nach, aber in meinem Körper schien kein einziger Muskel zu sein, der nicht irgendwie geprellt, gestaucht oder überdehnt war. Als ich versuchte, mich auf Händen und Knien zu erheben, unterdrückte ich nur mit Mühe einen Schmerzensschrei.

Dabei hatte ich noch Glück gehabt. Ich war nicht direkt auf den schotterbestreuten Bahndamm geprallt, sondern ein Stück weit die Böschung hinabgerollt, ehe ein Busch meinen rasenden Sturz gebremst (und mich vermutlich vor einigen üblen Knochenbrüchen oder Schlimmerem bewahrt) hatte. Wenn ich von den zahllosen Kratzern und Abschürfungen an meinen Händen und dem Gesicht absah, schien ich fast unverletzt zu sein.

So unverletzt, wie man eben ist, wenn man von einem mit voller Geschwindigkeit dahinpreschenden Eisenbahnzug springt...

Irgendwo, sicher schon eine oder zwei Meilen von mir entfernt, pfiff die Lokomotive ein weiteres Mal, und der Laut erinnerte mich daran, daß ich einen triftigen Grund gehabt hatte, vom Dach des Waggons zu springen. Ich bog die Zweige des Busches auseinander, sah mich sichernd nach beiden Seiten um und trat dann vollends aus meiner Deckung hervor. Mühsam – und noch immer unsicher auf den Beinen – erklomm ich die Böschung, sah noch einmal nach beiden Seiten und bewegte mich auf die Brücke zu. Ich war nicht sehr weit von der Stelle entfernt, an der sie sich über die Geleise spannte – zwanzig, vielleicht dreißig Yards. Weniger als eine Sekunde, bei der Geschwindigkeit, die der Zug gehabt hatte. Der Gedanke ließ mich frösteln. Eine Sekunde... Wenn ich auch nur um eine Winzigkeit zu spät reagiert hätte...

Mein Blick tastete über das regennasse Gras der Böschung, fand einen niedergewalzten Busch und folgte der Spur aus aufgewühltem Erdreich und entwurzelten Sträuchern, die sich fast zwanzig Schritt weit die Böschung hinabzog. Einen Moment lang ergriff mich eine fast absurde Angst, daß sich die Böschung bewegen und Eisenzahn in alter

Mordlust auftauchen könnte, aber ich vertrieb den Gedanken und nannte mich im stillen einen Narren. Alles, was ich finden würde, war eine Leiche.

Trotzdem zögerte ich noch, von den Bahngeleisen hinunterzutreten und Eisenzahns Körper zu suchen. Allein der Gedanke an den Anblick, den sein Leichnam bieten mußte, drehte mir schier den Magen herum. Aber dann verscheuchte ich auch diese Vorstellung, ging die Böschung hinab und folgte der Spur. Der Boden war fast handtief aufgerissen, wie von einer gewaltigen Egge umgepflügt, Gras und kleinere Büsche glattweg abgeschnitten und selbst ein junger Baum, der fast die Stärke meines Handgelenkes hatte, abgebrochen, als wäre ein Meteor vom Himmel gestürzt. Überall lagen Fetzen von Kleidern, zerborstenes Metall, und Dinge, die derart zusammengestaucht und zerstört waren, daß ich ihre ursprüngliche Bestimmung nicht einmal zu erraten wagte. Dann fand ich einen Schuh, der wie von einer Kreissäge halbiert worden war. Schließlich eine ganze Ansammlung kleiner, bis zur Unkenntlichkeit verbeulter Metallgegenstände. Schließlich endete die Spur am Ufer eines schmalen, aber allem Augenschein nach reißenden Flüßchens, das sich parallel zum Bahndamm dahinzog.

Was ich nicht fand, war Eisenzahn.

Zwei-, dreimal hintereinander suchte ich den Bahndamm rechts und links der gewaltigen Schleifspur ab, zuerst flüchtig und in aller Hast, dann gründlicher. Aber das Ergebnis war jedes Mal das gleiche: die Schleifspur endete nach einer Strecke von mehr als dreißig Yards im Uferschlamm des Flusses, aber dort, wo der zerschmetterte Leichnam meines Gegners liegen sollte, war nichts.

Sekundenlang stand ich wie versteinert da und starrte die Stelle an, an der er hätte liegen müssen. Die logischste Erklärung war, daß ihn die Wucht des Sturzes bis in den Fluß geschleudert hatte, wo ihn die Strömung davontrug; aber irgend etwas sagte mir, daß es nicht so war, und daß ich gut daran tat, mich trotz allem in acht zu nehmen.

Direkt vor meinen Füßen schimmerte etwas im Gras. Ich blieb stehen, bückte mich und streckte die Hand nach dem Gegenstand aus, führte die Bewegung dann aber nicht zu Ende. Eine eisige Faust schien sich um mein Herz zu legen und rasch und schmerzhaft zuzudrücken, und die Übelkeit in meinem Magen erwachte zu neuer Wut. Es war ein Auge.

Wie eine kleine glitzernde Murmel lag es vor mir im Gras, schimmernd und lidlos und von einem stummen, im Tode erstarrten

Vorwurf erfüllt. Ein menschliches Auge.

Oder zumindest die perfekteste Nachbildung eines menschlichen Auges, die ich jemals zuvor gesehen hatte. Das einzige, was die Illusion störte, waren die dünnen, glitzernden Drähte, die sich wie abgerissene metallene Adern aus seiner Rückseite hervorkräuselten.

Zwei, drei Sekunden blieb ich weiter reglos stehen, dann ließ ich mich auf die Knie herabsinken, nahm das gläserne Augen behutsam zwischen die Fingerspitzen und hob es hoch. Es war schwer, viel schwerer, als ich geglaubt hätte, und als ich versehentlich zwei der dünnen Drähtchen berührte, gab es einen winzigen blauen Funken. Ein leises Schnarren ertönte aus dem Inneren des Gebildes, und die Pupille bewegte sich von links nach rechts und wieder zurück.

Ich war nicht einmal sonderlich überrascht. Nach allem, was geschehen war, hatte es eigentlich nur diese eine Erklärung geben können.

Was nicht etwa hieß, daß sie mich beruhigt hätte. Ganz im Gegenteil.

* * *

»Es tut mir außerordentlich leid, Monsieur, aber ich fürchte, es steht nicht in meiner Macht, Ihnen zu helfen.« Das Gesicht des Mannes hinter der durchbrochenen Glasscheibe drückte aufrichtiges Bedauern aus – vor allem wohl in Anbetracht der zusammengefalteten Fünfzig-Franc-Note, die Howard unter dem Schalter hindurchgeschoben hatte; diskret genug, daß keiner der hinter ihm Stehenden etwas davon gemerkt hatte. »Wir sind ausverkauft. Schon seit Wochen. Heute ist Premiere, müssen Sie wissen.«

»Aber ich bitte Sie, mein Lieber!« Howard seufzte, nahm eine zweite Banknote aus der Westentasche und legte sie neben die erste. »Es wird sich doch eine Möglichkeit finden. Eine einzige Karte.«

»Ich nehm auchn Stehplatz!« fügte sein hünenhafter Begleiter hinzu. »Kann meinetwegn auch Rasierloge sein. Ich mach mir sowieso nix aus dem Gesinge.«

Der freundliche Ausdruck auf dem Gesicht des Kartenverkäufers wurde um mehrere Grade kälter, während Howard mit Mühe ein Grinsen unterdrückte. »Rowlf meint das nicht so«, sagte er hastig. »Aber es wäre wirklich sehr unkommod für uns, nicht zusammen in

die Vorstellung gehen zu können.«

Der Kartenverkäufer maß die beiden ungleichen Männer erneut mit einem langen, bedauernden Blick, sah fast wehmütig auf die beiden Banknoten vor sich hinunter und schob sie dann mit spitzen Fingern zurück. »Es tut mir leid, Monsieur«, sagte er. »Glauben Sie mir – ich würde Ihnen helfen, wenn ich könnte. Aber wir sind restlos ausverkauft.«

Howard blickte ihn noch einen Moment fast flehend an, dann zuckte er mit den Achseln, strich sein Geld wieder ein und trat vom Schalter zurück. Rowlf folgte ihm, nicht, ohne dem Verkäufer hinter der Scheibe noch ein mißbilligendes Stirnrunzeln zuzuwerfen.

»Das gefällt mir nicht«, sagte er ohne viel Umschweife, als Howard stehenblieb. »Du willst wirklich allein da rein?« Mit einer Kopfbewegung deutete er auf die beiden gewaltigen Türen, die ins Innere des Opernhauses führten. »Kann 'ne Falle sein«, fügte er hinzu.

»Eine Falle?« Howard lächelte. »Kaum, Rowlf. Um jemanden in eine Falle zu locken, wüßte ich auf Anhieb ungefähr zehntausend bessere Örtlichkeiten, allein hier in Paris.«

Howard lächelte erneut, um seine Worte zu unterstreichen. Aber trotzdem ertappte er sich dabei, einen verstohlenen Blick über die Menschenmenge zu werfen, die sich in der Empfangshalle der Pariser Oper drängte. Er glaubte nicht wirklich, daß ihm hier irgendeine Gefahr drohte – die Templer waren keine Männer, die dramatische Auftritte suchten. Sie scheuten nicht davor zurück, wenn es unbedingt nötig war, aber wo es ging, erledigten sie ihre Aufgaben im stillen. Um ihn zu töten oder zu entführen, hätten sie weiß Gott bessere Orte finden können als ausgerechnet das Opernhaus.

Und trotzdem war ihm nicht sonderlich wohl in seiner Haut. Das Paket, das ihm Gaspard übergeben hatte, hatte das Siegel des Pariser Templerkapitels getragen, und niemand, der auch nur die Hälfte seiner fünf Sinne beisammen hatte, hätte es gewagt, dieses Siegel zu fälschen. Aber alles, was das Päckchen enthalten hatte, war eine Karte für diese Premiere gewesen – und ein kleines, in Gold und Emaille gearbeitetes Opernglas.

Nun, dachte Howard, es gab wohl nur eine einzige Möglichkeit, dieses Rätsel zu lösen…

»Es wird Zeit«, sagte er. »Ich gehe hinein. Das beste wird sein, wenn du hier draußen irgendwo auf mich wartest.« Er deutete auf ein

kleines Straßencafe, dessen Lichter auf der entgegengesetzten Seite des Opernplatzes funkelten. »Warum setzt du dich nicht dorthin und genehmigst dir ein Bier, bis ich zurück bin? Oder auch zwei.«

Rowlf erwiderte sein Lächeln nicht. »Ich wäre lieber bei dir«, sagte er. »Ich trau diesem Templerpack kein Stück nich.«

»Vermutlich erwarten mich da drinnen nichts als zweieinhalb Stunden tödlicher Langeweile«, sagte Howard.

Diesmal widersprach Rowlf nicht mehr, und nach einer weiteren Sekunde drehte sich Howard herum und verschwand im Inneren des Opernhauses.

Vor der Garderobe herrschte ein solches Gedränge, daß Howard seinen Mantel anbehielt und, den strafenden Blick der Garderobiere ignorierend, gleich die breite Treppe zu den Galerien hinaufging. Ein livrierter Dienstbote kam ihm entgegen, verlangte höflich, aber bestimmt seine Eintrittskarte zu sehen, und führte ihn zu einer Tür am Ende des Ganges, die auf den ersten Rang hinausführte. Obwohl bis zum Beginn der eigentlichen Vorstellung noch eine gute halbe Stunde verstreichen würde, waren die gepolsterten Sitzreihen schon fast bis auf den letzten Platz besetzt. Der Lakai führte ihn zu seinem Platz, bedeutete ihm mit Gesten, sich zu setzen, und verschwand wieder.

Howard sah sich mit einer Mischung aus allmählich stärker werdender Unruhe und Enttäuschung um. Aus dem Zuschauerraum unter ihm drang das Raunen der Menschenmenge wie das dunkle Echo seines eigenen Herzschlages herauf, und das Licht war bereits gedämpft, so daß er die Gesichter der Männer und Frauen in seiner Umgebung nur undeutlich erkennen konnte. Aus dem Orchestergraben drang bereits das mißtönende Stimmen und Quietschen der Instrumente, und der dunkelrote Samtvorhang, der die Bühne noch vom Zuschauerraum trennte, bewegte sich träge, wie von unsichtbarem Wind gebauscht. Howards Verwirrung stieg. Was sollte er hier? Seine ehemaligen Brüder hatten keinen Zweifel daran gelassen, daß sie seinen Tod wollten – aber wollten sie ihr Urteil etwa hier vollziehen, vor den Augen Hunderter, wenn nicht Tausender Zeugen? Howard konnte sich das kaum vorstellen.

Die Zeit verging träge. Dann und wann öffnete sich eine Tür, und ein weiterer Zuschauer trat auf den Rang hinaus, und jedesmal fuhr Howard herum und musterte den Neuankömmling mit einer Mischung aus Furcht und banger Erwartung.

Schließlich änderte sich etwas im Raunen der Menschenmenge unter ihm, und als Howard aufsah, begann das Licht allmählich dunkler zu werden; gleichzeitig ertönten aus dem Orchestergraben die ersten Takte der Ouvertüre. Sekunden später öffnete sich der Vorhang und gab den Blick auf eine phantastische Bühnendekoration frei. Howard wurde sich beinahe schuldbewußt darüber klar, daß er nicht einmal wußte, welches Stück heute gegeben wurde.

Aber schließlich war er nicht hier, um eine Opernpremiere zu genießen. Während sich rings um ihn herum die anderen Gäste in ihren Sitzen zurücksinken ließen, beugte sich Howard weiter vor, blickte einen Moment lang konzentriert auf die Bühne herab und hob schließlich das Opernglas an die Augen.

Obwohl es sehr klein war, erwies es sich als erstaunlich gut. Howard betrachtete einen weiteren Moment lang die Bühne, richtete sich dann ein wenig auf und ließ seinen Blick über die in vier übereinanderliegenden Reihen angeordneten Balkone schweifen, die den Zuschauerraum an beiden Seiten säumten. Die Gesichter in den kleinen Separees schienen plötzlich zum Greifen nahe; Gesichter von Männern und Frauen der guten und besten Gesellschaft, alte und junge, hübsche und häßliche, und...

Der Anblick traf ihn wie ein Fausthieb.

In der ersten Sekunde glaubte er es nicht. Etwas in ihm sträubte sich mit aller Gewalt dagegen, das Bild als das anzuerkennen, was es war, aber er wußte auch im gleichen Moment, daß es keine Illusion sein konnte.

Er kannte dieses Gesicht zu gut, um sich zu täuschen.

Die dunklen, scheinbar grundlosen Augen, die dem schmalen Gesicht einen leicht exotischen Ausdruck verliehen, der sinnliche Mund, der immer zu einem sanften, spöttischen Lächeln bereit zu sein schien, der freche schwarze Haarschopf, der sich jedem Versuch, ihn zu einer Frisur zu ordnen, widersetzte...

Nein – er kannte dieses Gesicht. Zu gut, um sich zu täuschen.

Seine Hände begannen zu zittern, und mit einem Male spannten sich seine Finger so fest um das Glas, daß das kleine Instrument hörbar knirschte.

»Ophelie!« flüsterte er. »Mein Gott!«

Der Mann zu seiner Rechten sah strafend auf, aber Howard merkte es nicht einmal. Sein Blick saugte sich an dem blassen Mädchengesicht fest, das in der Optik seines Glases erschienen war wie eine Vision aus einer längst vergangenen Zeit. Dann bewegte sich ein Schatten, ein Stück hinter und neben dem Antlitz Ophelies, und ein zweites Gesicht erschien im Sichtfeld des Glases. Das Gesicht eines schlanken, dunkelhaarigen Mannes mittleren Alters, beherrscht von einem Paar nachtschwarzer stechender Augen und einem sorgfältig ausrasierten Kinnbart.

Howard schrie auf. »Nein!« keuchte er. »Nicht... nicht das! So grausam können sie nicht sein!«

Aber dann bewegte sich der Mann, und als Howard seinem Blick begegnete, wußte er, daß sie es konnten.

Und plötzlich wußte er auch, warum er hier war.

Und wie seine Strafe aussehen würde.

Seine Hand schloß sich so fest um das Glas, daß die beiden Objektive klirrend zerbarsten.

* * *

Es mußte auf Mitternacht zugehen, als ich Paris erreichte. Die Straßen der Millionenstadt waren verlassen, und das Kopfsteinpflaster glänzte vor Nässe. Über dem Zentrum der Stadt, noch Meilen entfernt, schien eine pulsierende Glocke aus Licht zu schweben, und das Geräusch des klapperigen Fuhrwerkes, auf dem ich die letzten zwanzig Meilen zurückgelegt hatte, wurde von den Häusern rechts und links der Straße unheimlich verzerrt zurückgeworfen. Während der letzten zehn Minuten hatte sich der zweispännige Karren am Ufer der Seine entlanggequält, aber alles, was ich von diesem berühmten Fluß wahrgenommen hatte, war ein schwarzer Graben, der die Stadt in zwei Hälften zu teilen schien, und dann und wann ein leiser Geruch nach fauligem Wasser. Wie immer sich das Viertel von Paris nannte, in dem wir waren – es schien nicht unbedingt zu den vornehmsten Gegenden der Stadt zu gehören.

Das Fuhrwerk hielt mit einem letzten Schaukeln, und der Kutscher drehte sich zu mir herum. »Wir sind da, Monsieur«, sagt er. »Rue de la Provence.« Er nickte bekräftigend, deutete mit dem Stiel seiner Peitsche über den Fluß und fügte hinzu: »Ich hab' extra einen Umweg

gemacht, damit Sie nicht so weit laufen müssen. Ist keine so sichere Gegend hier. Vor allem nicht um diese Zeit. Sie brauchen nur noch über die Brücke zu gehen.«

Ich verstand den Wink, stieg umständlich von der Ladefläche des Gemüsekarrens herunter und zog meine Geldbörse aus der Rocktasche.

»Aber das ist doch nicht nötig, Monsieur – ich bitte Sie!« Der Mann begann abwehrend zu gestikulieren, schüttelte ein paarmal hintereinander den Kopf – und griff blitzschnell nach dem Fünfzig-Franc-Schein, den ich ihm hinhielt. Ich unterdrückte ein Grinsen, dankte ihm noch einmal für seine Hilfe und wandte mich um, um auf die Brücke zuzuhumpeln. Hinter mir verklang das Geräusch der Karrenräder auf dem Pflaster.

Von der Oberfläche der Seine schlug mir ein eisiger Hauch entgegen, als ich auf die Brücke hinaustrat, und die Dunkelheit schien intensiver zu werden, als sauge etwas über dem Fluß auch noch das bißchen Licht auf, das Mond und Sterne spendeten. Ich schauderte und sah mich hastig nach beiden Seiten um.

Aber die Straße war leer. Für einen ganz kurzen Moment glaubte ich einen Schatten zu erkennen, sehr weit entfernt und fast am Ende der Straße. Irgend etwas klirrte, ein Geräusch wie Stahl, der über harten Stein scharrt. Aber als ich genauer hinsah, war er verschwunden, und das Klirren von Metall wurde zum ärgerlichen Fauchen eines Katers, den ich in seinem nächtlichen Streifzug gestört hatte.

Ich schalt mich in Gedanken einen Narren, schlug den Jackenkragen hoch, denn die Luft war hier, direkt über dem Fluß, feucht und empfindlich kalt, und ging schneller weiter. Als ich das Hotel betrat, hatte ich den Schatten bereits wieder vergessen.

Das Haus war dunkel. Der Flur roch durchdringend nach kaltem Zigarrenrauch und Kohl, und irgendwo in den oberen Stockwerken plärrte ein Kind. Unschlüssig blieb ich stehen, sah mich nach so etwas wie einem Empfang um und klopfte schließlich an eine Tür, über der ein lieblos gekritzeltes Schild Consierge verkündete. Im stillen fragte ich mich, welcher Teufel Howard geritten haben mochte, in einem derartigen Loch Unterschlupf zu suchen. Selbst die heruntergekommene Pension, in der ich ihn zum ersten Mal getroffen hatte, war ein Prachtquartier gewesen, im Vergleich zu dieser Absteige.

Ich mußte viermal klopfen – und jedesmal etwas lauter –, ehe schließlich hinter der Tür schlurfende Schritte laut wurden. Eine Kette klirrte, dann wurde die Tür einen Spaltbreit geöffnet, und ein verschlafenes Auge blinzelte zu mir heraus.

»Wissen Sie, wie spät es ist?« murmelte eine Stimme. Das Auge blickte ein wenig feindseliger – was ich ihm, bei dem Anblick, den ich bieten mußte, nicht einmal verdenken konnte.

»Mitternacht«, antwortete ich automatisch, lächelte so freundlich, wie es mir im Moment noch möglich war, und fügte hinzu: »Verzeihen Sie die Störung, Monsieur –«

»Madame«, unterbrach mich die Stimme. Die Tür wurde mit einem Ruck ganz geöffnet, und eine Zwei-Zentner-Matrone schob mir ihren gewaltigen Busen entgegen. Das Gesicht, das verschlafen unter einer Nachtmütze hervorblinzelte, sah aus wie ein zerknautschter Scheuerlappen. Aber irgendwie paßte es zu diesem Hotel. »Madame Dupre, um genau zu sein«, fuhr sie fort. »Und Sie müssen Monsieur Craven sein, wenn ich nicht irre.«

»Das... stimmt«, sagte ich verblüfft. »Woher wissen Sie –«

»Ich bin nicht dumm, junger Mann«, sagte Madame Scheuerlappen herablassend. »Ihre beiden Freunde haben gesagt, daß Sie kommen würden.« Der verschlafene Ausdruck wich jetzt rasch von ihrem Gesicht, und als sie weitersprach, wurden ihre Worte von einem Augenaufschlag begleitet, der mich sicher auf dumme Gedanken gebracht hätte, wäre sie zwanzig Jahre jünger und anderthalb Zentner leichter gewesen. »Ein gutaussehender junger Mann mit einer weißen Strähne im Haar«, fuhr sie fort. »Monsieur Lovecraft hat ein Zimmer für Sie reservieren lassen.«

»Hier?« entfuhr es mir.

»Natürlich hier«, antwortete sie, griff zielsicher hinter sich und hielt mir einen handlangen Schlüssel vor das Gesicht. »Zimmer einundzwanzig. Im zweiten Stock.«

Automatisch griff ich nach dem Schlüssel, rührte mich aber nicht von der Stelle, sondern sah unsicher zwischen ihr und der ausgetretenen Treppe hin und her.

»Sie sind sicher, daß er möchte, daß ich –«

»Ganz sicher, junger Mann«, unterbrach mich Madame Dupre. »Um

die Miete brauchen Sie sich nicht zu sorgen – Monsieur Lovecraft hat alles im voraus bezahlt. Für zwei Wochen.«

»Aha«, machte ich.

»Er sagte auch, ich solle Ihnen zu essen geben, wenn Sie kommen«, fuhr Madame Scheuerlappen wichtigtuerisch fort. »Es ist zwar schon recht spät, aber für Gäste, die im voraus zahlen, mache ich schon einmal eine Ausnahme.«

»Das ist sehr freundlich«, antwortete ich hastig, »aber es wäre mir im Moment wichtiger, mit Monsieur Lovecraft reden zu können. Welches Zimmer hat er?«

»Zweiundzwanzig«, antwortete sie. »Gleich neben Ihrem. Aber es hat gar keinen Zweck, hochzugehen. Die Herren sind nicht da.« Ihr Augenaufschlag wurde noch verführerischer. »Warum kommen Sie nicht herein? Ich mache Ihnen einen starken Kaffee.«

»Später«, sagte ich eilig, als sie bereits Anstalten machte, die Tür vollends zu öffnen und mich kurzerhand zu sich hereinzuzerren. »Ein Kaffee wäre göttlich, aber es ist im Moment sehr wichtig, daß ich mit Howard spreche. Wissen Sie, wohin er gegangen ist?«

Einen Moment lang blickte mich Madame Dupre fast vorwurfsvoll an, dann seufzte sie, fuhr sich mit einem fettigen Daumen über den Nasenrücken und deutete zur Tür. »In die Oper. Aber es hat gar keinen Zweck, wenn Sie ihnen nachfahren.«

»In die... Oper?« fragte ich zweifelnd. »Sind Sie sicher?«

»Und ob ich sicher bin«, entgegnete sie beleidigt. »Ich habe selbst den Wagen bestellt. Aber es hat keinen Sinn, wenn Sie ihnen nachfahren. Die Vorstellung ist garantiert ausverkauft. Heute ist Premiere, da gibt es schon Tage vorher keine Karten mehr. Und die Vorstellung ist sowieso bald aus. Warum kommen Sie nicht herein und trinken Kaffee mit mir, bis Ihre Freunde zurückkommen? Sie sehen aus, als hätten Sie es nötig«, fügte sie hinzu.

Einen Moment lang war ich wirklich versucht, ihr Angebot anzunehmen; ich war hundemüde und fühlte mich – im wahrsten Sinne des Wortes – ziemlich zerschlagen. Der Gedanke, auf der Treppe der Pariser Oper herumzustehen und darauf zu warten, daß Howard und Rowlf auftauchten, erfüllte mich nicht gerade mit Begeisterung. Aber dann blickte ich wieder in Madame Dupres treue Schweinsäuglein, und der Ausdruck, den ich darin las, überzeugte

mich davon, daß sie weit mehr im Sinn hatte als Kaffeetrinken. Vielleicht war ein wenig frische Luft doch nicht zu verachten.

»Später«, sagte ich noch einmal. »Wenn ich zurück bin. Wie komme ich zur Oper?«

Das Lächeln auf Madames Gesicht wurde eisig. »Mit einem Wagen«, antwortete sie spröde. »Aber um diese Zeit kriegen Sie keinen mehr. Nicht in dieser Gegend. Und zu Fuß brauchen Sie eine Stunde.« Allmählich begann ich ihre Hartnäckigkeit zu bewundern.

»Trotzdem«, begann ich. »Ich muß Howard sprechen. Wenn Sie so nett wären, mir den Weg –«

Weiter kam ich nicht. Madame Dupre kam auch nie mehr dazu, mir statt des Weges zur Oper den in ihr Bett zu zeigen. Denn in diesem Augenblick wurde die Tür in meinem Rücken mit einem einzigen, gewaltigen Hieb eingeschlagen, und ein verzerrter menschlicher Schatten erschien unter der Öffnung.

Madame Dupre begann wie von Sinnen zu kreischen, während ich herumfuhr und instinktiv die Hand auf den Griff meines Stockdegens sinken ließ.

Aber ich führte die Bewegung nicht zu Ende, denn im gleichen Moment fegte der Eindringling die Reste der zerbrochenen Tür vollends beiseite, und ich erkannte sein Gesicht.

Oder das, was davon übrig war.

Die linke Hälfte seines Kopfes war nahezu unversehrt, während die andere regelrecht zermalmt worden war. Das braune Material, das menschlicher Haut so täuschend ähnlich sah, war zerrissen und hing in Fetzen herunter. Der eiserne Knochen darunter war zerbrochen und eingedrückt, und aus dem zerfransten Loch, in dem einmal die Nachbildung eines menschlichen Auges gewesen war, ragten die abgerissenen Enden dünner, silberner Drähte.

* * *

»Aber Monsieur, ich bitte Sie – das geht doch nicht!« Der Lakai begann verzweifelt mit den Händen zu ringen. Seine Stimme wurde schrill, und die Blicke, die er Howard zuwarf, grenzten eindeutig an Panik. Aber Howard beachtete ihn gar nicht, sondern schob ihn kurzerhand

zur Seite und stürmte mit gesenktem Kopf an ihm vorbei. Hinter ihm wurden aufgeregte Stimmen laut, gefolgt von den Schritten von gleich drei, vier Männern. Ohne auch nur zurückzusehen, rannte Howard weiter, erreichte die schmale Tür am Ende des Ganges und riß sie auf.

Die Musik aus dem Bühnenraum wurde lauter, als er auf den winzigen Balkon hinaustrat. Hinter ihm erscholl ein fast entsetztes Keuchen, und eine Hand legte sich auf seine Schulter und versuchte ihn festzuhalten. Howard schüttelte sie ab, fuhr ärgerlich herum und funkelte den Lakai so zornig an, daß der Mann unwillkürlich ein Stück zurückprallte.

»Aber ich bitte dich, Bruder Howard!«

Obwohl die Stimme sehr leise war, schnitt sie wie ein Peitschenhieb in Howards Geist. Seine Hand, die zu einer abwehrenden Geste erhoben war, erstarrte mitten in der Bewegung. Eine halbe Sekunde lang blieb er reglos stehen, dann wandte er sich mit starren, fast puppenhaften Bewegungen um und starrte den dunkelhaarigen Mann an, der die Worte gesprochen hatte.

»Bitte mach hier nicht so einen Lärm, Bruder Howard«, fuhr der Mann fort. »Immerhin haben diese Leute sehr viel Geld bezahlt, um sich in Ruhe einem Kunstgenuß hingeben zu können – den du zweifellos nicht zu würdigen weißt.« Er lächelte dünn und humorlos, machte mit der Linken eine Geste auf den freien Platz neben sich und wandte sich an den Lakai, der mittlerweile Verstärkung bekommen hatte. »Es ist gut, Jean-Luc. Ich kenne den Herren.«

»Du –« Howards Stimme zitterte vor Erregung, aber wieder unterbrach ihn der Fremde mit einer knappen, befehlenden Geste. »Bitte, Bruder – nicht vor den Domestiken.«

Sekundenlang starrte Howard den dunkelhaarigen Mann mit unverhohlenem Haß an. Seine Finger spannten sich so fest um den zerdrückten Operngucker, daß die Knöchel wie kleine weiße Narben auf seiner Haut sichtbar wurden. Aber er wartete gehorsam, bis die Diener wieder gegangen waren. Erst dann trat er auf den Fremden zu, hob die Arme und streckte die Hände aus, als wolle er ihn packen und erwürgen.

»Wo ist sie?« keuchte er. »Was hast du mit ihr gemacht?«

»Mit ihr?« Die dünnen, wie aufgemalt wirkenden Brauen des Mannes zogen sich zu einem fragenden Stirnrunzeln zusammen. »Von wem sprichst du, Bruder? Wir sind allein. Sieh dich um.«

Howard keuchte wütend. »Du weißt genau, von wem ich rede, du Ungeheuer«, zischte er. »Ich habe sie gesehen. Du... du hast mir doch extra dieses Ding schicken lassen, damit ich sie sehe!« Er schwang das Opernglas wie eine Waffe und trat einen weiteren halben Schritt auf den Fremden zu. »Wo ist Ophelie, Sarim? Sag es, oder ich gebe dir mein Wort, daß du diesen Balkon nicht lebend verläßt!«

Sarim de Laurec lächelte flüchtig. »Du hast dich nicht verändert, Bruder Howard«, sagte er. »Ich habe deinen scharfen Geist und deinen wachen Verstand immer bewundert. Und ich habe nie verstanden, daß du dich in einen Idioten verwandelst, sobald diese Frau im Spiel ist. Wir hätten dich schon einmal beinahe getötet, ihretwegen.«

»Wo ist sie?« keuchte Howard. »Rede, oder –«

»Oder?« unterbrach ihn de Laurec kalt. »Oder was, Howard? Willst du mich töten? Was glaubst du, würde ihr geschehen, wenn du Hand an mich legen würdest?«

»Du Bestie!« keuchte Howard. »Ihr... ihr verdammten Bestien. Warum zieht ihr sie mit hinein! Ich bin hier, weil ich mich euch stellen wollte. Ihr könnt mich haben, aber laßt Ophelie aus dem Spiel. Sie hat nichts mit euch zu schaffen.«

»Aber mit dir, Bruder«, antwortete de Laurec kalt. »Du willst dich stellen? Gut. Ich habe Tapferkeit immer respektiert, auch bei meinen Feinden. Aber du täuschst dich, wenn du glaubst, du brauchtest nur hierher zu kommen, und alles wäre in Ordnung. Du willst Ophelie?«

»Laßt sie in Ruhe«, sagte Howard. Seine Stimme bebte und drohte zu brechen. Seine Hände zuckten, als kämpfe er wirklich mit aller Macht gegen den Wunsch, sich auf de Laurec zu stürzen und ihn kurzerhand zu erwürgen. Aber im Grunde war es nur eine Geste der Hilflosigkeit. »Ich flehe dich an, Bruder de Laurec – Ophelie hat euch nichts getan. Sie... sie ist unschuldig.«

»Niemand ist unschuldig, Bruder Howard«, erwiderte de Laurec kalt. »Aber ich werde dir beweisen, wie großmütig die Bruderschaft ist; auch denen gegenüber, die sie verraten haben. Du hast zwölf Stunden, zu mir zu kommen. Allein und ohne Waffen.«

»Aber ich bin da!« begehrte Howard auf »Du hast mich! Was willst du noch, du Bestie?«

De Laurec schüttelte tadelnd den Kopf. Howard fiel eine winzige, schon halb verkrustete Wunde an seiner Schläfe auf, aber der Gedanke

entglitt ihm, ehe er ihn vollends greifen konnte. »So nicht, Bruder«, sagte der Franko-Araber; »Du denkst, du brauchtest nach zehn Jahren nur aufzutauchen und zu sagen: ich bin da, und alles wäre in Ordnung?« Er lächelte. »Du weißt, daß es nicht so leicht ist.«

Howard ballte in hilflosem Zorn die Fäuste. »Gut«, sagte er. »Ihr habt gewonnen, de Laurec. Was... soll ich tun?«

»Du kennst mein Haus?«

»Das kleine Chalais außerhalb der Stadt?«

De Laurec nickte. »Du wirst dorthin kommen. Allein und waffenlos – und ohne den hirnlosen Schläger, der dich begleitet.«

»Und was geschieht mit... mit Ophelie?« fragte Howard stockend.

De Laurec zuckte mit den Achseln. »Das hängt ganz vor dir ab, Bruder Howard. Glaube nicht, daß ich vergessen hätte, wie gefährlich du bist. Ich traue dir sogar jetzt noch zu, mich zu besiegen. Möglicherweise könntest du der gerechten Strafe auch diesmal entkommen.«

»Aber dann würdet ihr Ophelie töten«, murmelte Howard.

De Laurec nickte.

* * *

Eine endlose Sekunde lang starrten wir uns nur an, ich mit einer Mischung aus schierem Unglauben und ganz langsam stärker werdendem Entsetzen, Eisenzahn mit unbewegtem Gesicht. Sein einzelnes, verbliebenes Auge schien vor Haß zu brennen, und seine Hände vollführten unentwegt kleine, zupackende Bewegungen, die von einem ganz leisen Summen begleitet wurden.

Schließlich war es Madame Dupre, die mit einem Schrei die lähmende Stille brach. Eisenzahn und ich erwachten gleichzeitig aus unserer Erstarrung. Aber ich war um eine Zehntelsekunde schneller. Eisenzahns Kopf ruckte mit einer harten Bewegung herum. Sein Kunstauge glühte stärker, und seine rechte Hand hob sich und grabschte in Madame Dupres Richtung; für einen Moment schien er unschlüssig, welchem Gegner er sich zuerst zuwenden sollte,

»Zurück!« brüllte ich. »Um Gottes willen – laufen Sie um Ihr Leben!« Gleichzeitig sprang ich vor, versetzte ihr einen Stoß vor die Brust, der

sie rücklings in ihr Zimmer und ziemlich unsanft auf das gepolsterte Hinterteil fallen ließ, duckte mich unter Eisenzahns Klaue hindurch und führte die Drehung zu Ende. Mein Fuß kam hoch, beschrieb einen perfekten Halbkreis und traf Eisenzahns Kopf schräg von unten. Es war ein Tritt wie aus dem Lehrbuch; ganz genau so, wie ihn mir mein chinesischer Freund beigebracht hatte.

Aber hier zeigte er keine Wirkung. Statt dessen griff Eisenzahn mit einer beinahe gemächlichen Bewegung nach meinem Fuß und brachte mich mit einem kraftvollen Ruck aus dem Gleichgewicht. Ich schrie auf, kämpfte mit wild rudernden Armen um meine Balance – und fiel nach hinten, als Eisenzahn unversehens meinen Fuß losließ. Sekundenlang sah ich nichts als flammende rote Punkte und graue Schemen.

Als sich mein Blick klärte, kam Eisenzahn mit einem triumphierenden Klappern auf mich zu. Sein Stahlgebiß blitzte, und seine Hände waren zu Klauen verkrümmt. »Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich Sie töten werde, Craven«, sagte er ruhig und mit schnarrender Stimme. »Es ist meine Aufgabe.« Damit sprang er vor.

Mit einer verzweifelten Drehung warf ich mich beiseite, packte sein Bein mit beiden Händen und zerrte mit aller Kraft daran. Gleichzeitig stieß ich mit den Füßen nach seinem anderen Bein.

Erneut hatte ich das Gefühl, gegen einen Stahlträger getreten zu haben. Die Erschütterung pflanzte sich wie eine Welle aus vibrierendem Schmerz durch meinen Körper fort und trieb einen keuchenden Laut über meine Lippen. Aber ich hatte Erfolg – Eisenzahn zitterte und stand eine halbe Sekunde lang reglos da. Aus seinem Inneren drang ein schrilles, immer heller werdendes Heulen, dann hörte ich ein trockenes Knacken, als zerbreche ein Ast. Er kippte wie ein gefällter Baum nach hinten und zerschlug dabei die Bodenfliesen. Aber nur, um fast im gleichen Moment herumzurollen und sich mit einer schwerfällig scheinenden Bewegung wieder in die Höhe zu stemmen.

Ich war eine halbe Sekunde vor ihm auf den Beinen, machte einen Schritt in Richtung Tür und warf mich herum, als seine Hand vorschnellte. Seine Krallen gruben sich in die zertrümmerten Reste der Haustür und zermalmten sie vollends.

Ich prallte zurück, sah mich verzweifelt nach einem Fluchtweg um und rannte mit weit ausgreifenden Schritten auf die Treppe zu. Hinter mir erhob sich Eisenzahn wie ein zum Leben erwachter Alptraum. Die

Treppe begann unter meinen Füßen zu beben, als er zur Verfolgung ansetzte.

Immer zwei, drei Stufen auf einmal nehmend, stürmte ich die Treppe hinauf, erreichte den ersten Absatz und lief weiter, ohne mich auch nur nach meinem Verfolger umzusehen. Die Treppe endete auf einem düsteren, scheinbar endlos langen Korridor, von dem zahlreiche Türen abzweigten. Ich stürmte weiter, erreichte sein Ende und polterte die nächste Treppe hinauf.

Als ich das dritte und letzte Stockwerk erreicht hatte, betrug mein Vorsprung gute zwanzig Yard. Ich lief weiter, bis ich am Ende des Korridors angelangt war, sah unschlüssig von einer Tür zur anderen und wandte mich schließlich dem Fenster zu. Eisenzahn kam schnell näher. Das ganze Haus schien unter seinen stampfenden Schritten zu erzittern. Er hatte eine Menge von seiner Schnelligkeit eingebüßt, wie mir ein rascher Blick über die Schulter zeigte. Er lief torkelnd wie ein Betrunkener und zog das rechte Bein sichtbar nach. Trotzdem war er noch immer fast so schnell wie ich.

Der Anblick zerstreute auch den letzten Rest von Zweifel. Ich schlug das Fenster ein, beugte mich hinaus und sah einen drei Stockwerke tiefen, nachtschwarzen Abgrund unter mir. Aber direkt neben dem Fenster führte eine verbeulte Regenrinne entlang, und die Mauer schien mir alt und rissig genug, meinen Fingern und Zehen Halt zu bieten. Mit einer entschlossenen Bewegung schwang ich mich nach draußen, klammerte mich mit einer Hand und einem Bein an der Regenrinne fest, suchte mit dem anderen Fuß sicheren Halt auf dem Fensterbrett und griff mit der Rechten nach oben. Unter meinen Fingern war rissiger feuchter Stein und Mörtel, der unter meinem Griff zerbröckelte. Zu allem Überfluß hatte es auch noch zu regnen begonnen, nicht sehr heftig, aber doch genug, die Wand mit einem glitschigen Schmierfilm zu überziehen.

Langsam – und fast krampfhaft darum bemüht, nicht in die Tiefe zu blicken – begann ich an der Regenrinne nach oben zu klettern. Die altersschwache Konstruktion ächzte und knarrte bedrohlich unter meinem Gewicht, aber die Angst gab mir zusätzliche Kraft, und ich brauchte kaum eine Minute, den überhängenden Rand des flachen Ziegeldaches zu erreichen. Hastig sah ich in die Tiefe. Das zerborstene Fenster schien unendlich weit unter mir zu liegen, und die Straße darunter war hinter den Schatten der Nacht verschwunden. Von Eisenzahn war noch keine Spur zu sehen. Aber es konnte nur noch Sekunden dauern, ehe er das Fenster erreicht hatte.

Ich sah nach oben. Die Dachkante ragte einen guten halben Yard über die Mauer hinaus, so daß mir nichts anderes übrig blieb, als vorsichtig zuerst die linke, dann auch die rechte Hand von meinem Halt zu lösen, nach der durchhängenden Regenrinne zu greifen und einfach darauf zu hoffen, daß sie mein Gewicht tragen würde.

Für einen kurzen, schrecklichen Moment bog sich die gesamte Konstruktion unter meinem Gewicht durch. Ich angelte mit den Füßen nach dem Regenrohr, glitt aber an dem feuchten Eisen ab und verlor vollends den Halt. Eine halbe Sekunde lang kippte der Himmel über mir zur Seite, dann lief ein spürbarer Ruck durch das rostzerfressene Eisen, irgendwo ertönte ein Laut, als zerbreche Metall – und ich spürte, wie meine improvisierte Leiter vollends aus der Wand riß.

Mit letzter Kraft warf ich mich vor, bekam die Dachkante zu fassen und klammerte mich mit aller Macht daran fest. Die regenfeuchten Ziegel boten meinen Händen kaum Halt, aber ich krallte mich fest, spürte, wie meine Fingernägel der Reihe nach abbrachen und griff blindlings mit der anderen Hand nach. Im gleichen Moment stürzte die Dachrinne polternd unter mir in die Tiefe.

Drei, vier Sekunden lang hing ich mit hilflos pendelnden Beinen an der Dachkante. Meine Füße scharrten über die Wand, aber ich fand keinen Halt, und ich fühlte, wie meine Finger Millimeter für Millimeter über den feuchten Schiefer glitten; langsam, aber unbarmherzig. Verzweifelt zog ich die Beine an, machte einen gewagten Klimmzug, unter dem das ganze Dach zu erbeben schien – und zog mich ein Stück weiter nach oben. Aber nur, um sofort wieder auf dem glitschigen Dach zurückzurutschen.

Verzweifelt begann ich mit den Beinen zu strampeln, streifte die Schuhe ab und schrammte mit den Zehen über die Hauswand. Diesmal fand ich Halt. Meine nackten Zehen stemmten sich in einen Mauerriß, und für einen ganz kurzen Moment konnte ich mein Körpergewicht verlagern und nach festem Halt suchen. Mit einem letzten, erleichterten Seufzer zog ich mich auf das Dach hinauf.

Besser gesagt – ich wollte es.

Ein gewaltiger Schatten erschien vor dem regenverhangenen Nachthimmel, dann senkte sich ein nackter Fuß, der nur zur Hälfte aus Fleisch und Haut und zur anderen aus schimmerndem Eisen bestand, auf meine linke Hand und trat so wuchtig zu, daß ich meinen Halt losließ und erneut nach hinten zu kippen begann. Im letzten Moment konnte ich meinen Sturz bremsen – aber nur, um mit hilflos

pendelnden Beinen weiter über dem Abgrund zu hängen. Und ich spürte, wie die Kraft in meiner rechten Hand von Sekunde zu Sekunde nachließ.

»Sie machen es mir wirklich nicht leicht, meine Aufgabe zu erfüllen, Mister Craven«, sagte Eisenzahn kopfschüttelnd. Er beugte sich vor, und obwohl ich genau wußte, daß er nichts als ein Automat und zu solcherlei Regungen gar nicht fähig war, glaubte ich für einen Moment, ein schadenfrohes Glitzern in seinem verbliebenen Auge zu sehen. »Aber ich verstehe nicht ganz, warum Sie sich die Mühe gemacht haben, an der Wand hinaufzuklettern«, fuhr er im Plauderton fort. »Sie hätten die Treppe nehmen können, wissen Sie? Genau wie ich.«

Und damit trat er mir auf die andere Hand. Das letzte, was ich sah, war sein hämisches Grinsen. Dann kippten der Himmel und das Dach in einem grotesken Salto nach hinten weg, und ich fiel wie ein Stein in die Tiefe.

* * *

Obwohl in dem Zimmer an die hundert Kerzen brennen mußten, war es nicht richtig hell. Ein sonderbarer, grauflackernder Schein hing in der Luft wie graues Licht, und mit dem Knistern des Kaminfeuers drang noch ein anderer, unwirklicher Laut in das Schweigen der Nacht. Das Haus war still geworden, nachdem auch die letzten Dienstboten gegangen waren, viel stiller als sonst. Und da war noch etwas. Ein nicht mit Worten zu beschreibender, aber überdeutlich fühlbarer Unterschied, etwas, als...

Sarim de Laurec hob stöhnend die Hand an die Stirn. Für einen Moment hatte er das Gefühl gehabt, das Zimmer auf bizarre Art und Weise sich biegen und winden zu sehen. Etwas war mit den Farben geschehen, das zu beschreiben ihm selbst in Gedanken die richtigen Worte fehlten. Die vertraute Umgebung, in der er seit mehr als zwei Jahrzehnten lebte, war ihm mit einem Male fremd und unheimlich erschienen, so fremd, als wäre er unversehens in eine vollkommen andere, ihm unverständliche Welt verschlagen worden.

Dann war das Gefühl gegangen.

Geblieben war die Furcht.

Sarim de Laurec hatte Angst. Und es war eine Angst ganz anderer Art,

als er sie jemals zuvor kennengelernt hatte. Er hatte Angst, ohne zu wissen wovor, und es war, als wäre in ihm noch etwas, ein fremder, feindseliger Geist, der an seiner Seele nagte und fraß wie eine unsichtbare Ratte.

Der Franko-Araber versuchte, den Gedanken zu vertreiben, stand auf und ging mit raschen Schritten zu dem kleinen Teewagen neben dem Kamin hinüber, um sich – ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten – einen Drink zu mixen. Seine Hände zitterten so stark, daß das Eis im Glas klirrte, und der ungewohnte Alkohol brannte wie Feuer in seiner Moslem-Kehle. Aber er beruhigte ihn auch. Nach einer Weile spürte er, wie die Angst wich und sein normales, logisches Denken wieder die Oberhand gewann.

Sarims Augen wurden schmal, während er sich, das Glas noch immer in der Hand und den scharfen Geschmack des Cognacs auf der Zunge, einmal um seine Achse drehte und das Zimmer in allen Einzelheiten musterte. Das Gefühl der Furcht war vergangen, aber de Laurec wäre nicht der Mann gewesen, der er war, wäre er einfach über den Zwischenfall hinweggegangen.

Was war das gewesen? dachte er. Wirklich nur seine Nervosität – oder vielleicht mehr? Ein Angriff mit Mitteln der Magie oder Teufelskraft? Sekundenlang wog de Laurec alle ihm möglich erscheinenden Erklärungen gegeneinander ab. Es mochte sein, daß das, was er gefühlt hatte, ein geistiger Angriff gewesen war, der Versuch eines anderen, Gewalt über sein Denken und seinen Willen zu erlangen. Bruder Howard?

Das war die eine Möglichkeit, überlegte de Laurec.

Die andere – die ihm weit wahrscheinlicher erschien – war, daß er noch immer unter den Auswirkungen des fehlgeschlagenen Versuches litt, das Kristallhirn der GROSSEN ALTEN unter die Kontrolle des Templerkapitels von Paris zu bringen. Er hatte die Berührung dieses unendlich fremden, bösen Geistes nur für Sekunden gespürt, aber er hatte gefühlt, welch ungeheure Macht dieses uralte Etwas besaß.

Als Sarim de Laurec an diesem Punkt seiner Überlegungen angekommen war, verspürte er einen scharfen, sehr tief gehenden Stich in der Schläfe. Er fuhr zusammen, krümmte sich wie unter einem Schlag und versuchte den Schmerz zu vertreiben. Als ausgebildeter Magier der Templerloge hatte er gelernt, seinen Körper perfekt zu beherrschen und Schmerzen nach Belieben abschalten oder zumindest dämpfen zu können.

Diesmal versagte sein Können. Im Gegenteil – der Schmerz steigerte sich zu plötzlicher Raserei, füllte seinen Schädel aus und schickte dünne brennende Adern aus purer Agonie in seinen Körper. De Laurec keuchte. Seine Hand krampfte sich so fest um das Glas, daß es zerbrach und die Scherben tiefe Wunden in seine Haut schnitten. Er taumelte, fiel rückwärts gegen den Barwagen und stürzte in einem Hagel von zersplitternden Gläsern und Flaschen zu Boden. Blut lief über seine Hände, eine Scherbe zerschnitt seine Wange, und der Inhalt der zerborstenen Flaschen bildete eine große, scharf riechende Lache auf den Mosaikfliesen des Bodens.

De Laurec spürte nichts von alledem.

Es war so wie beim ersten Mal, nur tausendfach schlimmer.

Das Zimmer zuckte und bebte vor seinen Augen, als wären die Wände und die Einrichtung plötzlich zu gräßlichem Leben erwacht. Fremde, unangenehme Farben überlagerten die zarten Pastelltöne der Tapeten und Gardinen, und aus den Schatten krochen Dinge.

De Laurec schrie. Verzweifelt bäumte er sich auf, schlug wie von Sinnen um sich und preßte die Hände gegen die Augen, aber es nutzte nichts. Er konnte weiter sehen, als verfüge er plötzlich über zusätzliche Sinne, und er sah weit mehr, als er es mit seinen normalen menschlichen Augen je gekonnt hätte.

Das Zimmer veränderte sich weiter. Die Wände bogen und verzerrten sich auf groteske Weise. Graue, blasphemische Scheußlichkeiten starrten ihn aus den Rissen und Wunden der Wirklichkeit an, blasenschlagende Tentakeln peitschten, und da, wo der Boden sein sollte, kroch ein unheimlicher schwarzer Sumpf.

Dann, so schnell, wie die Visionen gekommen waren, verschwanden sie wieder. Mit ihnen ging der grausame Schmerz in de Laurecs Schädel, und plötzlich war die Welt wieder so, wie Sarim de Laurec sie kannte.

Beinahe jedenfalls.

Es dauerte lange, bis dem Puppet-Master des Templerordens die Veränderung auffiel.

Die Wirklichkeit hatte Flecken bekommen.

Es war ein sonderbarer, sinnverdrehender Effekt, der ihn abermals aufstöhnen ließ, kaum daß er sich mühsam in eine halbwegs sitzende

Position hochgestemmt hatte. Dutzende von kleinen, verwaschenen grauen Flecken übersäten das Bild, das ihm seine Augen zeigten. Sie waren nicht statisch, sondern bewegten sich ununterbrochen, flitzten wie kleine graue Nebeltierchen hin und her und huschten jedesmal davon, wenn er versuchte, genauer hinzusehen. Es war, als wäre sein Blick plötzlich getrübt; die grauen Flecken schienen auf seinen Netzhäuten zu sein, so daß es ihm unmöglich war, sie direkt anzusehen. Einen Moment lang versuchte er, sich an diese Erklärung zu klammern.

Aber er wußte auch, daß es nicht so war. Er hatte graue Flecke wie diese schon einmal gesehen, vor nicht einmal zwei Tagen.

Und dann hörte er die Stimme.

Sie war lautlos und erklang direkt in seinem Gehirn, und sie sprach Worte, die Sarim de Laurec noch nie zuvor in seinem Leben gehört hatte, Worte aus einer Sprache, die vor zweihundert Millionen Jahren untergegangen war; zusammen mit dem Volk, das sie benutzte.

Und trotzdem verstand er sie.

Länger als eine Stunde blieb er reglos und mit geschlossenen Augen hocken und lauschte auf die unsichtbare Stimme in seinem Schädel.

Als er endlich aus seiner Erstarrung erwachte, war alles Leben aus seinen Augen gewichen. Sie waren grau und matt, und alles, was darin noch loderte, war das Feuer des Wahnsinns. Sein Gesicht war schlaff, als lege das, was jetzt die Herrschaft über seinen Körper hatte, keinen Wert mehr auf die Kontrolle seiner Muskeln.

Aber er war nicht nur äußerlich verändert. Die größere, schlimmere Veränderung hatte sich lautlos und unsichtbar abgespielt, hinter seiner Stirn und auf einer Ebene seines Denkens.

Sarim de Laurec, der Puppet-Master des Templerordens, hatte einen neuen Herren gefunden.

* * *

Der erste halbwegs klare Gedanke war Erstaunen. Verwunderung darüber, daß ich noch lebte. Dann Schmerz. Ein Schmerz, der nicht genau zu lokalisieren war, sondern überall in meinem Körper wühlte, als zupfe jemand genüßlich an jedem einzelnen Nerv, den ich hatte.

Dann begannen sich die düsteren Schleier zu lichten, die mein Bewußtsein umgaben; ich hörte Geräusche, spürte die Kälte des Regens auf der Haut und das harte Pflaster der Straße unter dem Kopf, und schließlich gerann der Schmerz zu einem gräßlichen Brennen und Stechen in meinen Fußknöcheln und einem kaum weniger peinigenden Pochen in meinem Rücken. Jemand schlug mir ins Gesicht, nicht sehr fest, aber beständig, und eine Stimme rief immer wieder meinen Namen. Ich öffnete die Augen.

Ich lag auf dem Rücken inmitten eines gewaltigen Trümmerhaufens aus Holz, Metall und einem widerlich weichen, grünlich-gelben Etwas, das durchdringend nach faulem Obst stank. Eine gewaltige, behaarte Hand hatte mich am Jackenaufschlag gepackt und halbwegs in die Höhe gezerrt, und eine zweite, nicht weniger große Hand klatschte immer wieder abwechselnd auf meine rechte und meine linke Wange. Darüber, noch immer halb verzerrt hinter treibenden grauen Schleiern, starrte mich Rowlfs Bulldoggengesicht an.

Er schlug noch drei-, viermal zu, dann schien er endgültig davon überzeugt zu sein, daß ich wieder bei Bewußtsein war, denn er hörte auf, auf mich einzuprügeln, und setzte mich statt dessen wie ein Spielzeug aufrecht hin. Sofort sackte ich wieder zusammen, aber Rowlf zerrte mich abermals hoch, grunzte wütend und lehnte mich mit dem Rücken gegen das, was von dem zerborstenen Gemüsekarren übrig geblieben war. »Verstehst du mich?« fragte er. Seine Stimme klang sehr ernst.

Ich nickte, und auf Rowlfs breitem Gesicht machte sich ein erster Schimmer vorsichtiger Erleichterung breit. »Alles in Ordnung mit dir?« fragte er noch einmal.

»Noch«, murmelte ich schwach. »Aber du kannst aufhören, mich weiter zusammenzuschlagen. Ich habe für heute genug Prügel bezogen.«

Rowlf grinste, ließ meine Schulter los und griff blitzschnell wieder zu, als ich erneut zur Seite zu kippen drohte. In meinem Kopf machte sich ein ekelhaftes Gefühl breit: kein Schmerz mehr, aber eine Mischung aus Schwindel und Schwäche, die beinahe schlimmer war.

»Wasn passiert, Kleener?« nuschelte Rowlf, plötzlich wieder in seinen fürchterlichen Slang zurückfallend. »Wo kommste her, un warum nimmste niche Treppe, statt ausm Fenster zu springn?«

»Die gleiche blöde Frage hat mir gerade schon jemand gestellt«,

stöhnte ich. »Bitte, Rowlf – mir ist nicht nach Scherzen zumute.«

Rowlf wurde übergangslos ernst. »Was war los?« fragte er.

Ich dachte einen Moment ernsthaft über diese Frage nach, ohne zu einer befriedigenden Antwort zu gelangen. Dann machte irgend etwas hinter meiner Stirn hörbar klick – und ich fuhr mit einem leisen Schreckensruf hoch. Sofort wurde der Schwindel hinter meiner Stirn stärker. Ich griff haltsuchend nach Rowlfs Schultern, verfehlte sie, und fiel mit dem Gesicht voran in eine Ladung halbzerquetschten Gemüses. Rowlf half mir mit einem verzeihenden Lächeln auf.

»Wie lange... wie lange liege ich hier schon?« fragte ich, kaum daß ich wieder zu Atem gekommen war.

»‘n paar Minuten«, antwortete Rowlf. »Ich hab grad noch gesehen, wie de vom Dach geflogn bist.« Er schüttelte den Kopf. »Dachte schon, ich müßte dich vonner Straße abkratzen, aber du has nochma Glückehabt.« Er wies mit einer Kopfbewegung auf den zertrümmerten Gemüsekarren, der meinen Sturz gebremst hatte und dabei selbst zu Bruch gegangen war. »Ohne dat Ding da wärste jetzt platt, Kleener.«

Ich starrte ihn einen Moment lang an, versuchte mich noch einmal hochzustemmen und kam wankend auf die Füße. Sofort begannen sich die Straße und der Himmel wie wild vor meinen Augen zu drehen. Ich wäre abermals gestürzt, hätte Rowlf mich nicht gestützt. »Wir müssen weg«, sagte ich mühsam. »Schnell, Rowlf. Sonst sind wir beide tot.«

Seltsamerweise blieb Rowlf ernst; die spöttische Bemerkung, auf die ich wartete, kam nicht. »Der Mann, der dich vom Dach geworfen hat?« fragte er.

Erstaunt sah ich auf. »Du hast ihn gesehen?«

»Nur sein’ Schatten«, antwortete Rowlf. »Wer warn das gewesn?«

»Das wirst du schneller erfahren, als dir lieb ist, wenn wir nicht verschwinden«, antwortete ich. Instinktiv sah ich nach oben. Aber das Dach war leer. Natürlich, dachte ich bedrückt. Eisenzahn mußte genauso wie Rowlf gesehen haben, daß ich den Sturz überlebt hatte. Wahrscheinlich war er jetzt schon auf dem Weg hier herunter. Wenn er noch nicht hier war, dann nur, weil ich an der Rückseite des Hauses abgestürzt war und das Gebäude, keinen Hinterausgang hatte.

»Weg hier, Rowlf!« sagte ich noch einmal. »Er bringt uns beide um, wenn wir nicht verschwinden.«

»Wer?« erkundigte sich Rowlf. »Ich seh keinen nich.«

»Aber er wird gleich hier sein! Er muß den Block umgehen, aber er –«

Zumindest in diesem Punkt täuschte ich mich. Eisenzahn mußte nicht. Er wählte den einfacheren Weg.

Einen halben Meter hinter Rowlf schien die Wand zu explodieren. Steine und Kalk flogen in hohem Bogen auf die Straße hinaus und trieben uns zurück, dann erbebte die Wand ein zweites Mal wie unter einem titanischen Hammerschlag, und ein fast zwei Meter hohes und halb so breites Stück der Ziegelmauer sank polternd in sich zusammen.

Und in der Bresche erschien eine verkrüppelt wirkende menschliche Gestalt. Ihr Stahlgebiß blitzte.

* * *

Howard drehte das Gesicht aus dem Wind, stieß die Tür vollends auf und sprang aus dem Wagen, noch ehe das Gefährt vollends zum Stehen gekommen war. Eines der beiden Kutschpferde begann unruhig mit den Hinterläufen zu stampfen, als in unmittelbarer Nähe ein Blitz aufzuckte. Kaum eine Sekunde später rollte das polternde Echo eines Donnerschlages durch die Nacht.

»Sie sind sicher, daß ich Sie nicht bis zum Haus fahren soll, Monsieur?« erkundigte sich der Kutscher, als Howard den Wagen umrundete und ihm einen zusammengefalteten Geldschein hinaufreichte. »Es kostet nicht mehr«, fügte er gutmütig hinzu.

»Darum geht es nicht«, antwortete Howard rasch, zog mit der Linken den Hut tiefer in die Stirn und deutete eine Kopfbewegung zum Chalais an. »Mein Freund ist ein Sonderling, wissen Sie«, sagte er, lächelte entschuldigend und tippte sich bezeichnend mit dem Zeigefinger gegen die Schläfe. »Er hat Angst um seinen Rasen und wird fuchsteufelswild, wenn ein Wagen auf sein Grundstück fährt.«

Der Kutscher blickte ihn an, als zweifle er ernsthaft an seinem Verstand, sagte aber nichts mehr, sondern steckte den Geldschein ein, verkroch sich tiefer hinter der Krempe seines Regenhutes und ließ die Peitsche knallen. Wie zur Antwort dröhnte eine halbe Sekunde später ein weiterer Donnerschlag.

Howard wartete, bis der Wagen hinter glitzernden Regenschleiern verschwunden war, dann drehte er sich um, zog den Mantel noch enger um die Schultern und ging gebückt auf das große, schmiedeeiserne Tor zu, das die weißgekalkte Gartenmauer durchbrach. Die rostigen Scharniere quietschten unheimlich, als er das Tor aufschob.

Wieder zerriß ein Blitz die Nacht wie ein verästelter blauweißer Riß im Himmel. Das plötzliche, grelle Schlaglicht ließ die Umrisse des Chalais als schwarzen Schattenriß aus der Nacht treten.

Howard schauderte, aber das rasche, eisige Frösteln, das über seinen Rücken lief, hatte nichts mit der Kälte zu tun, die wie ein klammer Hauch über dem Land lag. Es war der Anblick des Hauses gewesen, der ihn frösteln ließ. Es war nicht das erste Mal, daß er hier war. Aber er hatte gehofft, dieses fürchterliche Haus nie wieder betreten zu müssen...

Schatten tauchten aus der Schwärze des Gartens auf und umschlichen ihn, dann wuchs ein großes, zottiges Ding direkt vor ihm aus der Nacht, ein Etwas wie die gräßliche Parodie eines Hundes, mit Fängen aus Stahl und glühenden Augen aus rotem Kristall, in denen Mordlust loderte. Aber Howard ging mit unvermindertem Tempo weiter. Er wußte, daß ihm die leblosen Wächter dieses Hauses nichts zuleide tun würden. Sein Schicksal wartete im Inneren des Gebäudes auf ihn.

Die Tür des Chalais schwang nach innen, als er die breite Freitreppe hinaufging. Ein sanftes, gelbliches Licht glomm unter der Decke der gewaltigen Empfangshalle auf, und die Tür schloß sich wie von Geisterhand bewegt wieder, als er hindurchgetreten war.

Howard ging ein paar Schritte weit in die Halle hinein, blieb stehen und sah sich aufmerksam um. Er war allein. Trotzdem spürte er, daß er von zahllosen unsichtbaren Augen beobachtet wurde.

Fast eine Minute lang blieb Howard reglos stehen und wartete. Im Haus herrschte eine fast geisterhafte Stille, ein Schweigen sonderbar tiefer, unnatürlicher Art, das vom rollenden Echo der Donnerschläge noch betont wurde, und ein paarmal flackerte das Licht. Howard sah nach oben und bemerkte, daß die Gaslüster, die bei seinem letzten Besuch vor zehn Jahren unter der Decke gehangen hatten, von elektrischen Lampen ersetzt worden wären. Ein dünnes, fast schmerzliches Lächeln stahl sich auf seine Lippen. Sarim de Laurec hatte schon immer eine Vorliebe für technische Spielereien gehabt. Was hatte er erwartet?

Am anderen Ende der Halle öffnete sich eine Tür. Ein schmales Dreieck grellweißen blendenden Lichtes schnitt in die gelbliche Helligkeit der Halle, dann erschien ein Schatten unter der Tür; gleich darauf ein zweiter.

»Sarim?« fragte Howard. Er blinzelte, konnte aber gegen das grausam helle Licht nichts als zwei unterschiedlich große, menschliche Umrisse erkennen. Er machte einen Schritt, blieb wieder stehen und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen. Dann schloß sich die Tür, das grellweiße Licht erlosch, und aus den beiden tiefenlosen flachen Schatten wurden Menschen. Und Howard unterdrückte im letzten Moment einen Schrei.

»Du bist also gekommen«, sagte Sarim de Laurec leise. Er lächelte, kalt und schnell wie eine Schlange, bewegte sich zwei, drei Schritte auf Howard zu und machte eine befehlende Geste mit der Linken. Die zweite Person erwachte ebenfalls aus ihrer Erstarrung und trat an seine Seite. Ihr bodenlanges, besticktes Kleid raschelte hörbar. »Es freut mich zu sehen, daß du noch einen Funken Ehre im Leibe hast, Bruder Howard. Ich muß gestehen, daß ich nicht sicher war, ob du wirklich kommen würdest.«

Howard schien seine Worte gar nicht zu hören. Sein Blick saugte sich an dem schmalen, vor Furcht bleich gewordenen Gesicht der jungen Frau fest, die neben dem Puppet-Master stand.

»Ophelie«, flüsterte er. Seine Stimme bebte und hörte sich an, als würde sie jeden Moment brechen. »Was... was haben sie mit dir gemacht?«

Die Frau wollte antworten, aber de Laurec gebot ihr mit einer knappen, befehlenden Geste zu schweigen und lächelte abermals. Es wirkte noch kälter als das erste Mal. »Nichts«, sagte er. »Wir sind vielleicht hart, möglicherweise sogar so gnadenlos, wie du behauptest, Bruder Howard. Aber wir sind nicht grausam. Wir haben ihr nichts zuleide getan. Weder körperlich noch in anderem Sinne.«

»Stimmt das?« flüsterte Howard. »Ist das wahr, Ophelie? Haben sie dir... nichts getan?«

Diesmal hinderte de Laurec das Mädchen nicht daran, zu antworten. »Es stimmt, Howard«, sagte sie. Ihre Lippen zitterten. In ihren Augen stand ein fürchterliches Flackern. »Aber ich... ich habe Angst. Ich weiß nicht, was das alles hier bedeutet. Bitte, Howard – hilf mir.«

De Laurec lachte leise. »Du siehst, Bruder Howard, wir stehen zu

unserem Wort.«

Howard nickte. Die Bewegung kostete ihn unendliche Überwindung. »So wie... wie ich«, antwortete er stockend. »Ich bin hier, wie du verlangt hast, Sarim. Jetzt... jetzt laß sie frei!«

De Laurec lachte erneut. »Glaubst du wirklich, es wäre so leicht, Bruder?« fragte er. »Du enttäuschst mich. Ich habe dir versprochen, sie freizulassen, sobald du deine gerechte Strafe bekommen hast. Dieses Versprechen werde ich halten. Aber mehr auch nicht.«

»Was willst du noch, du Teufel?« brüllte Howard. »Ich bin hier! Ich bin in deiner Gewalt! Töte mich, wenn du es willst, aber laß sie gehen. Sie hat euch nichts getan!« Er ballte hilflos die Fäuste, trat einen weiteren Schritt auf den Templer zu und blieb abermals stehen. »Was willst du noch?« flüsterte er noch einmal.

»Deinen Tod. So, wie es beschlossen wurde, Bruder«, antwortete de Laurec kalt. »Aber ich habe mich entschlossen, dir noch eine letzte Chance zu gewähren.«

»Eine Chance?« wiederholte Howard mißtrauisch. »Was soll das, Sarim? Willst du mich leiden sehen?«

»Vielleicht«, antwortete de Laurec amüsiert. »Aber du weißt, daß ich Tapferkeit als eine der wichtigsten männlichen Tugenden schätze. Und tapfer warst du weiß Gott – auch wenn du deine Fähigkeiten gegen uns eingesetzt hast, statt –«

»Das ist nicht wahr!« unterbrach ihn Howard. »Ich wollte nichts als meine Ruhe haben. Ich habe niemals gegen euch gekämpft.«

»Wer nicht für uns ist, ist gegen uns, Bruder«, sagte de Laurec. »Aber es ist müßig, wenn wir uns jetzt noch streiten. Du bist hier, das allein zählt. Und ich gebe dir eine Chance, dein Leben zu retten. Deines und das des Mädchens.«

»Das des...« Howard brach mit einem keuchenden Laut ab, hob die Fäuste und trat drohend einen weiteren Schritt auf den Templer zu. »Was... was soll das heißen, Sarim? Du hast versprochen, sie freizulassen, wenn ich mich stelle.«

»So, wie du einmal geschworen hast, unserer Loge bis an dein Lebensende treu zu sein«, nickte de Laurec. »Aber höre mich an, ehe du mich einen Betrüger schimpfst, Bruder. Ich stehe zu meinem Wort. Ich tue sogar noch ein übriges – ich gebe dir nicht nur die Chance, ihr

Leben zu retten, sondern sogar dein eigenes.«

Er schwieg einen Moment, und als er weitersprach, war in seinen Augen ein Glitzern, das irgend etwas in Howard erstarren ließ. »Sag, Bruder«, fragte er, »spielst du noch immer so gut Schach wie früher?«

* * *

»Gehen Sie mir aus dem Weg«, sagte Eisenzahn ruhig. Seine Stimme hatte sich abermals verändert; sie klang jetzt eine Spur zu hoch und zu schrill für die eines Menschen und wurde von einem leisen, wimmernden Jaulen begleitet. Sein rechtes Bein klirrte wie ein Sack voll Metallschrott, als er auf Rowlf zutrat und mit einer befehlenden Geste die Hand hob.

Rowlf ballte die Fäuste, reckte kampflustig das Kinn vor und baute sich breitbeinig vor dem zwei Köpfe kleineren Mann auf. »Isser das?« fragte er, ohne den Blick von Eisenzahn zu wenden.

Ich nickte. Dann fiel mir ein, daß ich hinter Rowlf stand und er die Geste kaum sehen konnte, und ich fügte ein hastiges »Ja« hinzu.

Rowlf schnaubte. »Was wollnse vonnem Kleenen?« fauchte er Eisenzahn an. »Wennsem was antun wolln, müssense ers an mir vorbei, Männeken.«

Eisenzahn schwieg einen Moment, und ich glaubte fast zu sehen, wie die Zahnräder – oder was immer er anstelle eines Gehirnes hatte – hinter seiner Stirn rotierten. Dann ruckte sein Kopf herum, und sein zerstörtes Gesicht wandte sich wieder mir zu. »Ist das ein Freund von Ihnen, Mister Craven?« fragte er.

»‘n Freund?« Rowlf keuchte. »Das kannste dreimal sagen, Knirps. Un ich mag es gar nicht, wenn einer meine Freunde vom Dach schmeißt!«

»Wenn Sie wirklich Freunde sind, Mister Craven«, fuhr Eisenzahn ungerührt fort, »dann sollten Sie ihm sagen, wie aussichtslos es ist, gegen mich kämpfen zu wollen.« Seine Stimme klang plötzlich fast bedauernd. »Warum ziehen Sie Fremde mit hinein, Mister Craven? Ihr Freund kann Sie nicht retten. Sie gefährden nur sein Leben, wenn Sie –«

Rowlf brüllte wie ein wütender Stier, raste mit hoch erhobenen Armen auf Eisenzahn zu und schmetterte ihm mit aller Gewalt die Faust vor

das Kinn. Eisenzahn machte nicht einmal den Versuch, dem Hieb auszuweichen. Es war auch nicht nötig. Ich ahnte, was geschehen würde, aber mein Warnschrei kam zu spät. Und Rowlf hätte wahrscheinlich sowieso nicht darauf gehört. Seine Faust krachte mit ungeheurer Wucht gegen Eisenzahns Kiefer.

Rowlf war mit Abstand der stärkste Mann, dem ich jemals begegnet war. Ich hatte gesehen, wie er zum bloßen Zeitvertreib Türen einschlug und armdicke Äste zerbröselte wie andere einen Zahnstocher; einmal war ich Zeuge, wie er einen jungen Stier niederschlug; mit einem einzigen Hieb seiner gewaltigen Fäuste. Und Eisenzahns Anblick mußte ihm deutlich genug gesagt haben, daß er keinem »normalen« Gegner gegenüberstand. Diesmal schlug er nicht zu, um den anderen kampfunfähig zu machen, wie er es sonst tat. Diesmal schlug er mit aller Gewalt zu. Der Hieb hätte ein Brauereipferd gefällt.

Eisenzahn erschütterte er nicht einmal.

Dafür brach er sich seine Hand.

Rowlf brüllte vor Schmerz, prallte zurück und schrie gleich darauf ein zweites Mal auf, als sich Eisenzahns Rechte wie eine Stahlklammer um sein Handgelenk schloß. Mit einem kurzen, unglaublich harten Ruck brachte er Rowlf aus dem Gleichgewicht, schleuderte ihn zu Boden und versetzte ihm mit der anderen Hand einen fast sanften Hieb gegen den Hinterkopf. Rowlfs Schmerzgeheul wurde zu einem erstickten Keuchen. Er fiel nach vorne, versuchte sich hochzustemmen und sank mit einem kraftlosen Seufzer zurück.

»Ich werde ihn nicht töten«, sagte Eisenzahn. »Es ist nicht meine Aufgabe.«

»Wie edel«, antwortete ich. Aber meine Stimme zitterte dabei und verdarb den spöttischen Klang, den die Worte eigentlich haben sollten. Eisenzahn kam langsam auf mich zu; im gleichen Tempo wich ich vor ihm zurück. Er schüttelte den Kopf.

»Das hat doch keinen Sinn, Craven«, sagte er sanft. »Sie wissen es. Sie haben längst erkannt, was ich bin.«

»Ja«, antwortete ich, während ich verzweifelt einen Fluchtplan nach dem anderen erdachte und wieder verwarf. »Eine Maschine.«

»Ein Automat«, bestätigte Eisenzahn. Seine Hände hoben sich und wurden wieder zu diesen grauenhaften Klauen. Rasiermesserscharfer

Stahl schimmerte durch die zerfetzten Reste des hautfarbenen Materials, das ihn bedeckte.

»Und deine Aufgabe ist es, mich zu töten?« Meine Gedanken überschlugen sich. Ich saß in der Falle. Die Straße endete vierzig, fünfzig Schritte hinter mir vor einer Wand, und den Gedanken, irgendwie an Eisenzahn vorbei zu kommen, um das offene Ende der Gasse zu erreichen, konnte ich gleichfalls vergessen.

»Das stimmt«, bestätigte Eisenzahn. »Um so weniger verstehe ich, weshalb Sie noch immer versuchen, zu entkommen. Sie müssen wissen, daß es keinen Sinn hat. Sie sind schneller als ich, aber ich kenne weder Müdigkeit noch Schwäche. Sie können fliehen, soweit und wohin Sie wollen. Ich werde Sie einholen. Es ist eine reine Vergeudung von Energie und Material, wenn Sie weiter fliehen.«

»Das stimmt«, bestätigte ich. »Aber vielleicht unterscheidet mich das von einer Maschine.«

»Wie Sie wollen, Mister Craven«, sagte Eisenzahn. »Ich wollte es einfacher machen – für uns beide.«

Warnungslos sprang er auf mich zu.

Ich warf mich zur Seite, verlor auf dem regennassen Kopfsteinpflaster den Halt, fiel der Länge nach hin und rollte mich instinktiv zur Seite. Eisenzahns stählerner Fuß krachte dort nieder, wo eine halbe Sekunde zuvor noch mein Gesicht gewesen war, zermalmte den Stein und kam zu einem weiteren Tritt wieder hoch. Ich rollte weiter, entging auch seiner nächsten Attacke um Haaresbreite und kam torkelnd wieder auf die Füße.

Eisenzahn setzte mir lautlos nach. Seine Hände schnappten nach meinem Gesicht, verfehlten es um Millimeter und fetzten ein Stück Stoff aus meiner Jacke. Ich taumelte, schlug mir die Hände an seinem Arm blutig und spürte einen eisigen Luftzug, als ich einem weiteren Faustschlag wie durch ein Wunder entging.

Ich torkelte weiter zurück, stolperte und fühlte plötzlich harten Stein im Rücken. Eisenzahn sprang auf mich zu. Seine Glieder bewegten sich nicht mehr richtig; die Beschädigungen, die er erlitten hatte, mußten sein Koordinationszentrum in Mitleidenschaft gezogen haben. Trotzdem entging ich seinem nächsten Hieb nur um Haaresbreite, duckte mich zur Seite und prallte mitten in der Bewegung zurück, als seine Faust vorschoß und ein kopfgroßes Loch in die Wand schlug, vor der ich stand. Der nächste Hieb würde mich töten, das wußte ich.

Aber der tödliche Schlag, auf den ich wartete, kam nicht. Ein gewaltiger Schatten wuchs hinter Eisenzahns Gestalt in die Höhe. Ich hörte ein Geräusch wie das Knurren eines gereizten Bären, dann schlossen sich Rowlfs gewaltige Arme von hinten um Eisenzahns Körper, verschränkten sich vor seiner Brust – und hoben ihn mit einem unglaublich kraftvollen Ruck in die Höhe.

Für die Dauer eines Atemzuges erstarrte der Maschinenmensch. Wieder erscholl aus seinem Inneren dieses schrille, mißtönende Jaulen, und plötzlich bog sich sein rechter Arm in einer unmöglichen Bewegung nach hinten. Rowlf brüllte auf, als sich Metallfinger in seine Stirn gruben. Blut lief über das Gesicht des rothaarigen Riesen.

Der Stockdegen schien wie von selbst aus seiner Scheide zu springen. Ich riß die Waffe in die Höhe – und stieß sie mit aller Gewalt in den zerfetzten Krater in Eisenzahns Gesicht, wo sein Kunstauge gesessen hatte. Die Klinge glitt eine halbe Handbreit in seinen Metallschädel hinein, traf auf Widerstand und bog sich durch, als ich noch einmal mit aller Macht nachstieß.

Ein heller, peitschender Laut erscholl. Blaue Funken sprühten aus dem Riß in Eisenzahns Schädel, und plötzlich lief ein hauchdünner blauweißer Blitz in einem irrsinnig schnellen Zickzack über die Klinge meines Degens. Für einen Moment schien der gesprungene Knauf aus gelbem Kristall wie unter einem unheimlichen, inneren Feuer aufzuglühen. Weißblaue Feuerlinien zeichneten die Konturen des Shoggotensternes nach, der darin eingegossen war. Dann raste der Blitz weiter und verschwand in meiner Hand.

Ein gräßlicher Schmerz zuckte durch meinen Arm und ließ jeden einzelnen Nerv darin vibrieren. Ich prallte schreiend zurück und versuchte den Degen loszulassen, aber es ging nicht. Meine Finger klebten unverrückbar am Metall des Degens, und aus Eisenzahns Schädel zuckten noch immer dünne, verästelte Blitze. Mein Herz kam aus dem Rhythmus. Ich taumelte, fiel auf die Knie und warf mich mit aller Macht zurück. Und diesmal gelang es mir, die Hand vom Griff des Stockdegens loszureißen.

Es war vorbei, ehe ich zu Boden stürzte. Ein letzter, grellblauer Blitz zuckte aus Eisenzahns Schädel, dann verstummte das schrille Wimmern, und aus seinen Ohren, dem Mund und der Nase kräuselte sich dünner, grauer Rauch. Das mörderische Feuer in seinem unversehrt gebliebenem Auge erlosch.

Obwohl die grellen Entladungen aufgehört hatten, schien mein rechter

Arm noch immer in Flammen zu stehen. Mein Herz hämmerte wie rasend und durch einen blutgetränkten Nebel sah ich, wie Rowlf neben mir auf die Knie sank und die Hand nach meinen Schultern ausstreckte.

Dann verlor ich zum dritten Mal an diesem Tage das Bewußtsein.

* * *

»E2 auf E4«, sagte Sarim.

Howard runzelte die Stirn, sagte aber nichts, sondern blickte nur konzentriert auf das gewaltige Schachbrettmuster vor sich herab. Sarims Zug war alles andere als originell. Genaugenommen war es eine Eröffnung, wie sie jeder Anfänger gemacht – und damit von vornherein verloren – hätte.

»E7 auf E5«, sagte er schließlich. »Du enttäuschst mich, Sarim. Als ich das letzte Mal gegen dich gespielt habe, warst du ein Meister.«

De Laurec wartete, bis sich die hundegroße Bauernfigur klappernd auf das angegebene Feld bewegt hatte, ehe er antwortete. »Wer weiß, Bruder«, sagte er. »Vielleicht bin ich aus der Übung. Oder du hast nachgelassen.« Er machte eine einladende Handbewegung. »D2 auf D4 – dein Zug, Bruder.«

Howard starrte den dunkelhäutigen Puppet-Master sekundenlang an, ehe er sich wieder auf das Schachbrett konzentrierte. Das Feld war so wie alles, was es in de Laurecs Haus gab: gigantisch und vollgestopft mit technischen Spielereien.

Als Schachbrett diente das Schwarzweiß-Muster der Bodenfliesen in Sarims großem Salon, wobei jedes Feld gute anderthalb Meter im Quadrat maß. Entsprechend groß waren die Figuren. Die beiden Königsbauern, die sich jetzt in der Mitte des Feldes gegenüberstanden, hatten die Größe zehnjähriger Kinder und bestanden aus silbernem – beziehungsweise goldfarbenem – Metall. Und sie ähnelten auch wirklich zwergenwüchsigen Bauern.

Sarims Damenbauer stand jetzt neben seinem Königsbauer und somit auf einem Feld, auf dem Howard ihn schlagen konnte. Was sollte das, dachte er. Ein Spieler von de Laurecs Format opferte keine Figur, wenn er nicht etwas ganz Bestimmtes dabei im Sinne hatte. Einen Moment überlegte er, das Angebot anzunehmen und die Figur zu

schlagen. Dann schüttelte er den Kopf, ging mit raschen Schritten zu seiner Grundlinie zurück und berührte seinen Damenbauer an der Stelle, die de Laurec ihm gezeigt hatte. Rasselnd setzte sich die Metallfigur in Bewegung und blieb stehen, als Howard die Hand zurückzog. »D7 auf D5«, sagte er.

De Laurecs linke Augenbraue rutschte ein Stück nach oben. »Du schlägst ihn nicht?« fragte er. »Das wundert mich. Hast du Hemmungen?«

»Vielleicht«, sagte Howard leise. »Dein Zug.«

»Ich weiß.« De Laurecs Lächeln wurde eine Spur kälter. »Ich nehme dein Angebot jedenfalls an. E4 auf D5. Bauer schlägt Bauer.«

Die silberne Bauernfigur rutschte klirrend auf das bezeichnete Feld. Howards Damenbauer wurde beiseite gestoßen, blieb einen Moment klirrend und scheppernd auf dem Nachbarfeld stehen – und trollte sich vom Brett.

Doch er erstarrte nicht wieder zur Bewegungslosigkeit, wie Howard angenommen hatte. Aus seinem Inneren erscholl ein leises, metallisches Klicken, und plötzlich schoß einer der Metallarme vor. Rasiermesserscharfer Stahl blitzte dort, wo die Finger des Bauern sein sollten.

De Laurecs hämisches Kichern ging in Howards Schmerzensschrei unter, als sich die vier winzigen Klingen in seine Wade bohrten.

* * *

Der Himmel über der Stadt wurde langsam grau. Es mußte irgendwann zwischen vier und fünf Uhr morgens sein, und so, wie es aussah, würde auch dieser Tag wieder mit Regen und unzeitgemäßer Kälte über Paris hereinbrechen. Beinahe automatisch kroch meine Hand zur Weste, um die Taschenuhr hervorzuziehen, aber dann führte ich die Bewegung nicht zu Ende. Selbst dazu war ich zu müde. Das regelmäßige Schaukeln der Kutsche begann eine einlullende Wirkung auf mich auszuüben.

»Gleich simmer da«, sagte Rowlf. Die Worte drangen nur undeutlich durch den dämpfenden Mantel aus Müdigkeit und Schwäche, der sich zwischen mein Denken und die Welt gesenkt hatte. Ich blinzelte, richtete mich ein wenig in den Polstern der Mietdroschke auf und

lugte müde durch eine zerschlissene Stelle in den Vorhängen. Es war noch nicht hell genug, um viel von der Umgebung zu erkennen. Aber nach dem wenigen, was ich sah, glaubte ich nicht, daß es eine Gegend war, die ich mochte.

Müde blinzelte ich zu Rowlf hinüber. Er sah so erschöpft und mitgenommen aus, wie ich mich fühlte. Seine rechte Hand war unförmig angeschwollen und lag wie ein Klumpen nutzlosen Fleisches auf seinem Schoß. Sein Gesicht war zerschunden und blutig, und in seinen Augen hatte sich zu dem Ausdruck von Erschöpfung und Schmerz noch der einer tiefen, quälenden Sorge gesellt. Wir hatten die halbe Stadt zu Fuß durchquert, ehe es mir – unter Zuhilfenahme meiner suggestiven Kräfte und einer Summe, die ausgereicht hätte, den altersschwachen Zweispänner zu kaufen – endlich gelungen war, einen Wagen zu bekommen. Das Dutzend anderer Kutscher, das wir vorher angesprochen hatten, hatte uns entweder davongejagt oder so getan, als existierten wir nicht. Ich konnte es ihnen nicht einmal verdenken. Wer nimmt schon mitten in der Nacht zwei Fremde auf, von denen der eine aussieht wie Frankensteins großer Bruder nach einer Schlägerei und der andere keine Schuhe anhat und nach verfaultem Gemüse stinkt?

Die Kutsche schaukelte um eine Straßenbiegung und wurde ein wenig schneller, und ich sah abermals aus dem Fenster. Die Gegend schien mit jedem Yard, den die Kutsche zurücklegte, schäbiger zu werden. Die Häuser waren schwarz vor Ruß und jahrzehntealtem Schmutz, und die kleinen Fenster schienen wie blind gewordene Augen auf uns herabzustarren. Müde versuchte ich, Ordnung in das Durcheinander zu bringen, das hinter meiner Stirn herrschte, und dachte noch einmal über das nach, was ich von Rowlf erfahren hatte. Er hatte in einem Straßencafe am Opernplatz gewartet, wie Howard es ihm befohlen hatte, aber Lovecraft war lange vor Ende der Vorstellung wieder aufgetaucht – nur, um sofort in eine Kutsche zu springen und zu verschwinden, ehe Rowlf auch nur recht begriffen hatte, was vorging. Alles, was wir noch hatten, war die Adresse eines Mannes, von dem wir nichts außer seinem Namen wußten – und der Tatsache, daß er Howard haßte. Nicht gerade die idealen Voraussetzungen dafür, in einer Stadt wie Paris einen einzelnen Mann zu finden; einen Mann dazu, der sicher alles in seiner Macht Stehende tun würde, seine Spur zu verwischen.

»Wir hätten ihn inne Sähne schmeißn solln«, drang Rowlfs Stimme in meine Gedanken.

Ich sah auf, starrte ihn einen Moment unverstehend an und fragte:

»Wen?«

»Den Blechkopp«, antwortete er. »s'wird ne Menge Ärger gern, wenner gefunden wird. Wär besser gewesen, wir hättn verschwinden lassen.«

Ich nickte, zuckte gleich darauf mit den Achseln und sah demonstrativ aus dem Fenster. Natürlich hatte Rowlf recht. Es würde mehr als nur »Ärger« geben, wenn die menschengroße Puppe gefunden wurde und Madame Dupre ihre Aussage machte. Aber es war zu spät für solcherlei Überlegungen – und ich hatte auch keine Lust mehr, darüber nachzudenken. Eine Stadt mehr, in der es besser für mich war, mich nicht mehr blicken zu lassen, dachte ich. Was machte das schon? Allmählich begann ich mich daran zu gewöhnen, an jeden Ort nur einmal zurückzukehren.

»Wir sind da«, sagte Rowlf plötzlich. Ich schrak aus meinen Gedanken hoch, streckte die Hand nach der Türklinke aus und öffnete sie, kaum daß der Wagen angehalten hatte. Regen und ein Schwall eisiger Luft schlugen mir ins Gesicht, als ich auf die Straße hinabsprang. Weiter im Westen, über dem Zentrum der Stadt, wetterleuchtete das blaue Gleißen eines Gewitters. Sekunden später ertönte der erste, noch gedämpfte Donnerschlag.

Der Wagen fuhr weiter, nachdem Rowlf ausgestiegen war. Der Fahrer würde die beiden sonderbaren Gäste vergessen, die er mitten in der Nacht durch halb Paris kutschiert hatte, und sich am nächsten Morgen über das Bündel Geldscheine wundern, das in seiner Rocktasche war, dafür hatte ich gesorgt. Einen Moment lang wünschte ich mir, daß alle Probleme so leicht zu lösen wären – mit Geld und ein wenig Hokuspokus. Aber das würde wohl immer ein frommer Wunsch bleiben. Oder ein dummer; je nachdem.

Rowlf deutete auf einen winzigen Laden auf der gegenüberliegenden Straßenseite, dessen Fensterscheiben matt im grauen Licht der Dämmerung blinkten. »Dort.«

Seine Stimme klang gepreßt, und ich war sicher, daß es nicht nur die Müdigkeit war, die ich darin hörte. Einen ganz kurzen Moment lang zögerte er noch, dann ging er, schräg gegen den Wind und den Regen geneigt, über die Straße und blieb vor der Tür des Ladens stehen.

Ich folgte ihm. Die Kälte schien zuzunehmen, als ich neben Rowlf stehenblieb, und für einen Moment glaubte ich, ein helles metallisches Klirren unter dem Heulen des Windes zu hören. Erschrocken fuhr ich herum. Aber die Straße war leer.

»Was ist los?« fragte Rowlf alarmiert.

»Nichts«, antwortete ich. »Ich bin nervös, das ist alles.«

Rowlfs Blick sagte mir sehr deutlich, wie wenig er mir diese Erklärung abnahm. Aber er ging nicht weiter auf meine Worte ein, sondern wandte sich wieder dem Laden zu, streckte die Hand nach der Klinke aus und rüttelte prüfend daran.

Die Tür war offen.

Rowlf runzelte verwundert die Stirn, sah mich einen Herzschlag lang an und trat dann vollends in den Laden hinein. Ich folgte ihm, nicht, ohne vorher noch einen sichernden Blick auf die Straße zu werfen. Sie war noch immer leer.

Rowlf wartete, bis ich neben ihn getreten war, dann schob er die Tür vorsichtig wieder ins Schloß, bedeutete mir mit Gesten, ein Stück beiseite zu treten, und griff in die Tasche. Sekunden später glühte die gelbe Flamme eines Streichholzes auf und schuf eine flackernde Halbkugel aus Licht in der grauen Dämmerung, die den Laden erfüllte.

»Hallo?« machte Rowlf. »Is einer da?«

Er bekam keine Antwort. Das Streichholz brannte knisternd ab und erlosch, und Rowlf riß ein zweites an. »Is hier einer?« rief er noch einmal. »Kaspa – biste da?«

Sekundenlang herrschte Stille, dann klangen irgendwo in der Dunkelheit vor uns Schritte auf. Rowlfs improvisierte Fackel erlosch wieder, und die Schritte kamen näher, während er nach einem weiteren Zündhölzchen kramte. Es waren sehr schwere Schritte. Nicht die Schritte des Mannes, als den Rowlf mir Gaspard beschrieben hatte. Instinktiv wich ich ein wenig weiter in die Dunkelheit zurück und legte die Hand auf den Griff meines Degens. Nach der Nacht, die hinter uns lag, hatte ich keine sonderliche Lust auf neuerliche Überraschungen.

»Zum Teufel – da ist doch einer!« raunzte Rowlf. »Sin Sie das, Kaspa?«

»Wenn Sie Monsieur Gaspard meinen, mein Freund, dann lautet die Antwort eindeutig nein«, antwortete eine Stimme aus der Dunkelheit. Ich kannte diese Stimme. Aber ich wußte nicht, woher. Lautlos zog ich den Degen aus dem Gürtel.

Rowlf knurrte etwas Unverständliches, riß sein drittes Streichholz an

und fluchte ungehemmt los, als der Schwefelkopf absprang und seine Finger versengte. Aus den Schatten vor ihm erscholl ein leises, tiefes Lachen. »Sparen Sie sich die Mühe, mein Freund«, sagte die Stimme. »Ich mache Licht – warten Sie.«

Sekunden später glomm das milde weiche Licht einer Petroleumlampe im hintern Teil des Ladens auf, und ein schmalschultriger, weißhaariger Mann trat hinter einem der Regale hervor. In seinen Augen, die in ein Netz winziger verästelter Fältchen eingebettet waren, glomm ein spöttisches Funkeln auf, als er erst Rowlf ansah und dann in meine Richtung blickte.

»Und auch Sie sollten mit dem Versteckspielen aufhören und herauskommen, Mister Craven. Und stecken Sie die Waffe weg. Wir sind nicht Ihre Feinde, das wissen Sie doch«, sagte Jean Balestrano.

* * *

»E5 auf F3«, sagte Sarim triumphierend. »Schach, mein lieber Freund.«

Howard duckte sich instinktiv, obwohl er wußte, wie sinnlos es war. Sarims Springer – eine mehr als zwei Meter große Scheußlichkeit, die wie ein säbelzahniger Alptraum von Pferd aussah – sprang mit einem gewaltigen Satz auf das angegebene Feld und zermalmte Howards vorletzten Bauern. Ein Hagel winziger, scharfkantiger Stahlsplitter brach aus den Nüstern des silbernen Riesenpferdes und traf Howards rechte Hand. Gleichzeitig zuckte ein blauweißer Blitz aus der Stirn der Eisenkreatur und traf den schwarzen König, und ein zweiter Schmerz zuckte durch Howards Körper. Er fiel auf die Knie und stemmte sich mit letzter Kraft wieder hoch. Vor seinen Augen begann sich das Schachfeld zu verzerren.

»Dein Zug, mein Freund«, sagte de Laurec gehässig. »Und wenn ich dir einen Rat geben darf – streng dich ein wenig an. Matt in vier Zügen, würde ich sagen.«

Howard ignorierte seine Worte und versuchte verzweifelt, sich auf das Spiel zu konzentrieren. Seine Gedanken wirbelten ziellos durcheinander, und jeder einzelne Schlag seines Herzens vibrierte als dumpfer Schmerz bis in seinen Schädel. Wenn er sich nur konzentrieren könnte! Er hatte gespielt wie nie zuvor in seinem Leben. Mehr als die Hälfte von Sarims Figuren war geschlagen, aber auch die schwarzen Reihen hatten sich gelichtet – und für jede geschlagene Figur war eine neue Wunde in seinem Körper hinzugekommen. Er

hatte kaum noch die Kraft, zu stehen, und das Denken fiel ihm immer schwerer.

»E1 auf... F1«, sagte er mühsam. Rasselnd setzte sich sein König in Bewegung und kroch von dem bedrohten Feld herunter. De Laurec schüttelte tadelnd den Kopf.

»Das war nicht besonders klug«, sagte er. »Du hast meine Königin übersehen, fürchte ich. Dame H8 schlägt Bauer C4 und bietet Schach.«

Howard spannte sich, als die gewaltige silberne Dame diagonal über das Feld herangerast kam und seinen letzten Bauern niederwalzte. Ein handlanger Metallpfeil raste heran und bohrte sich in seine Schulter; eine halbe Sekunde später glühte der schwarze König unter einer neuerlichen Entladung grellblauer elektrischer Energie auf. »F8 auf... G8«, stöhnte Howard.

Sarim seufzte. »Du enttäuschst mich wirklich, Bruder«, sagte er. »Dame C4 auf D4 und schon wieder Schach.«

Diesmal betäubte ihn der elektrische Schock beinahe.

Sekundenlang versuchte Howard die schwarzen Schleier zu vertreiben, die sein Bewußtsein zu verschlingen drohten. Sarims Gestalt schien sich wie in einem Zerrspiegel zu biegen, als er zu ihm aufsah.

»War das wirklich so klug?« fragte de Laurec. »Du wirst sterben, wenn du nicht achtgibst.«

»Das... glaube ich nicht«, stöhnte Howard. »Du warst schon immer ein guter Spieler, Sarim, aber du machst noch heute die gleichen Fehler wie vor zehn Jahren.«

»Ach?« fragte de Laurec. »Und welche?«

»Du ziehst zu schnell«, murmelte Howard. Er wollte aufstehen, aber seine Muskeln versagten. »Dieser Zug... kostet dich die Königin«, keuchte er. »Springer C2 schlägt Dame D4.«

Mit letzter Kraft stemmte er sich hoch und sah zu seinem Pferd hinüber. Die Figur rührte sich nicht.

»Was bedeutet das?« flüsterte er. »Willst du... mich betrügen?«

De Laurec schüttelte den Kopf. »Keineswegs, Howard. So wenig, wie ich deinen Springer übersehen habe. Ich möchte dir nur Gelegenheit

geben, dir diesen Zug noch einmal zu überlegen. Ich spiele fair, weißt du?«

Mühsam taumelte Howard auf die Füße, wischte sich mit der Hand Blut und Tränen aus den Augen und drehte den Kopf. Die verschiedenfarbigen Figuren und Felder begannen wie wild auf und ab zu hüpfen, und es kostete ihn unendliche Überwindung, die einzelnen Figuren und ihre komplizierten Stellungen zueinander zu erkennen. Er konnte kaum mehr denken. Er hatte die Falle, in die Sarims Königin gelaufen war, sorgsam aufgebaut und das zweifache Schach und den Schmerz, den es bedeutet hatte, bewußt in Kauf genommen. Wenn de Laurecs Königin fiel, hatte er gewonnen. Selbst wenn seine Konzentration weiter sank, war seine rein zahlenmäßige Überlegenheit groß genug, die wenigen verbliebenen weißen Figuren einfach vom Brett zu fegen.

»Bleibst du dabei?« fragte Sarim lächelnd..

Howard starrte ihn aus brennenden Augen an. »Warum sollte ich nicht?«

»Nun...« Der Puppet-Master kam ein paar Schritte näher und blieb unmittelbar neben der weißen Königin stehen. »Vielleicht siehst du dir die Figur erst einmal genauer an.« Er lächelte, hob die Hand und berührte die schimmernde Metallbrust der menschengroßen Statue. Ein leises Klicken erscholl, und ein Teil des bizarren Gesichtsvisiers schob sich summend zur Seite. Dahinter kam ein bleiches, angstverzerrtes, menschliches Gesicht zum Vorschein.

Howard schrie auf. »Ophelie!« Für einen Moment flammte der Zorn so heftig in ihm auf, daß er sogar den Schmerz und die Schwäche hinwegfegte. »Sarim!« brüllte er. »Du Ungeheuer. Du hast versprochen –«

»Was habe ich versprochen?« unterbrach ihn de Laurec eisig. »Ich habe versprochen, dir eine Chance zu geben. Die hast du bekommen. Besiege mich, wenn du kannst.« Er kicherte böse. »Du brauchst nur diese Königin zu schlagen, und du hast praktisch gewonnen. Ich gebe zu, daß du der bessere Spieler bist. Also – bleibt es bei deinem Zug?«

* * *

»Sie hätten nicht hierherkommen sollen, Mister Craven«, sagte Balestrano. Er sprach leise, fast ohne Betonung und sehr langsam, als

müsse er jedes einzelne Wort genau überlegen, wie man es bei alten Männern häufig antrifft. Aber der Blick seiner Augen strafte den Eindruck von Alter und Gebrechlichkeit Lügen. So wie beim ersten Mal, als ich dem Oberhaupt des Templerordens begegnet war, spürte ich die Macht, die dieser Mann ausstrahlte, mit fast körperlicher Wucht.

»Wer is das?« schnappte Rowlf. »Kennste den Alten, Robert?«

Ich nickte, machte eine rasche, besänftigende Geste in Rowlfs Richtung und trat einen Schritt auf Balestrano zu.

»Was... was wollen Sie hier?« fragte ich stockend. Ich hatte die Überraschung, ausgerechnet Jean Balestrano an diesem Ort zu treffen, noch immer nicht überwunden. »Wir haben nichts mit Ihnen und Ihrer Sekte zu schaffen, Balestrano. Mischen Sie sich nicht ein.«

Der alte Templer seufzte. Ein Ausdruck von Trauer erschien in seinem Blick, den ich mir im ersten Moment nicht zu erklären vermochte. »Sie werden verletzend, Robert«, sagte er leise. »Sie wissen sehr wohl, daß unser Orden keine Sekte ist. Und nicht wir mischen uns ein, sondern Sie sind es, der sich in Dinge einmischt, mit denen er absolut nichts zu schaffen hat. Was wollen Sie hier?«

»Wir suchen jemanden«, antwortete Rowlf grob.

»Monsieur Gaspard, nehme ich an«, sagte Balestrano. »Aber ich muß Sie enttäuschen. Er ist nicht mehr hier.«

»Nicht mehr hier?« wiederholte ich. »Wo ist er? Was haben Sie mit ihm gemacht, Balestrano?«

»Gemacht?« Der Tempelritter lächelte wieder sein sonderbar mildes Lächeln, schüttelte den Kopf und machte eine Bewegung mit der Linken, die den ganzen Laden einschloß. »Wir haben nichts mit ihm gemacht, Robert«, sagte er sanft. »Ich habe lediglich dafür gesorgt, daß er für eine Weile die Stadt verläßt, nachdem er Howard unsere Nachricht hat zukommen lassen.« Er lächelte weiter, aber etwas in diesem Lächeln änderte sich plötzlich; sein Blick wurde hart.

»Womit wir beim Thema wären«, fuhr er fort. »Ich nehme an, Sie beide sind hier, um nach Bruder Howard zu suchen.«

Rowlf wollte auffahren, aber ich brachte ihn mit einer beruhigenden Geste zum Schweigen und trat einen weiteren Schritt auf Balestrano zu. Die Schatten hinter ihm bewegten sich. Stoff raschelte, dann klirrte

hinter und neben mir Metall. Wir waren nicht allein. »Nicht Bruder Howard, Balestrano«, sagte ich betont. »Wir suchen unseren Freund Howard. Ich hoffe, der kleine Unterschied ist Ihnen klar.«

Balestrano seufzte. »Robert, Robert«, murmelte er kopfschüttelnd. »Ich weiß einfach nicht, was ich mit Ihnen machen soll. Auf der einen Seite sind Sie ein wirklich begabter junger Mann, der tausend gute Gründe hätte, auf unserer Seite zu stehen. Und noch dazu kann ich mich eines gewissen Gefühles der Sympathie Ihnen gegenüber nicht erwehren. Andererseits versuchen Sie ständig, sich in Angelegenheiten zu mischen, die Sie absolut nichts angehen.«

»Lassen Sie Howard frei, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihren Weg nie wieder zu kreuzen«, sagte ich zornig.

Balestrano antwortete nicht, sondern starrte mich sekundenlang durchdringend und mit einem sehr sonderbaren Blick an. Dann schüttelte er den Kopf und klatschte in die Hände. Fünf hochgewachsene Gestalten in den weißen Zeremoniengewändern der Templer lösten sich aus den Schatten und umringten Rowlf und mich. Keiner von ihnen sagte ein Wort, aber ihre Hände lagen drohend auf den Griffen der wuchtigen Breitschwerter, die in ihren Gürteln steckten.

Rowlf knurrte wie ein gereizter Hund. Aber selbst er schien einzusehen, wie sinnlos es wäre, mit Gewalt gegen diese Übermacht vorgehen zu wollen. Es waren nicht einfach nur fünf Männer, denen wir gegenüberstanden, sondern Tempelherren; Männer, die zu der gefürchtetsten Kriegerkaste gehörten, die es vielleicht jemals gegeben hatte. Ich hatte einmal gesehen, wie sie zu kämpfen verstanden. Und ich würde den Anblick niemals wieder vergessen.

So wenig, wie ich das Gesicht des dunkelhaarigen Templers vergessen würde, der direkt neben Balestrano Aufstellung genommen hatte.

»Ger«, murmelte ich. »Du also auch. Bist du hier, um nachzuholen, was dir in Amsterdam mißlungen ist?«

Looskamp fuhr wie unter einem Hieb zusammen. Sein Blick flackerte, und ich sah, wie sich seine Hand fester um den Schwertgriff krampfte. »Ich kann dich verstehen, Robert«, sagte er leise. »Aber was ich getan habe, mußte getan werden.«

»Ich weiß«, antwortete ich. Plötzlich fühlte ich Wut, Wut und den sinnlosen, aber fast übermächtigen Wunsch, ihn zu verletzen. »Ich bin vielleicht dumm, Ger, aber nicht ganz so dumm, wie du zu glauben

scheinst. Ihr brauchtet einen Köder, um den Wächter des Labyrinths zu überlisten. Aber du gestattest vielleicht, daß ich es nicht besonders lustig fand, dieser Köder zu sein.«

»Du hast es überlebt, oder?« fragte Looskamp trotzig.

»Was nicht dein Verdienst ist«, schnappte ich. »Ein Mann ist gestorben, um mich aus der Falle zu befreien, in die du mich gelockt hast.«

»Bruder Looskamp«, sagte Balestrano scharf. »Craven! Was soll das? Ich bin nicht hier, um mir eure kindischen Streitereien anzuhören, sondern –«

»Sondern um sich davon zu überzeugen, daß ich wieder einmal in eine Falle getappt bin«, fiel ich ihm ins Wort. »Darin scheint ihr alle ja wahre Meister zu sein. Im Fallenstellen, meine ich.«

In Balestranos Augen blitzte es auf. Aber seine Stimme klang so ruhig wie zuvor, als er antwortete. »Ich fürchte, Sie verkennen die Lage, Robert. Wir sind keineswegs hier, um irgend jemanden in eine Falle zu locken. Im Gegenteil. Unser Hiersein dient eher Ihrem Schutz.«

»Schutz?« Ich lachte schrill. »Danke, Balestrano. Ihr Schutz ist mir zu riskant. Das letzte Mal habe ich ihn kaum überlebt.«

»Sie sind ein Narr, Robert«, sagte der Tempelherr leise. »Als mir gemeldet wurde, daß Sie auf dem Weg nach Paris sind, habe ich befürchtet, daß Sie Ärger machen werden. Mein Hiersein dient allein dem Zweck, Sie und Ihren schwachsinnigen Freund vor Schaden zu bewahren.«

»Schwachsinniger Freund?« fragte Rowlf verwirrt. »Wen meinste denn? Is hier noch einer?«

Balestrano blinzelte verstört, aber ich gab Rowlf keine Gelegenheit, eine weitere dumme Bemerkung anzubringen. »Wir sind also Ihre Gefangenen, wie?« fragte ich.

»Zu Ihrem eigenen Schutz, Robert«, bestätigte Balestrano. »Ich akzeptiere und ehre den Versuch, Ihren Freund Howard zu retten. Trotzdem muß ich Sie daran hindern, sich weiter in unsere Angelegenheiten zu mischen.«

»Es ist nicht allein Ihre Angelegenheit, wenn sie meinen besten Freund umbringen wollen, Balestrano«, antwortete ich zornig.

»Wir vollstrecken ein Urteil, Robert«, sagte Looskamp an Balestranos Stelle. »Wir bringen niemanden um.« Plötzlich klang seine Stimme erregt. »Zum Teufel, Robert – warum glaubst du, sind wir hier? Dein Freund Howard war klug genug, allein zu uns zu kommen, aber du mußt dich ja unbedingt einmischen. Begreifst du nicht, daß Bruder Jean nichts als dein Wohl im Sinn hat? Du würdest ebenfalls getötet, wenn du versuchen würdest, Howard zu retten. Wir sind zu deinem Schutz hier!«

»Ein schöner Schutz«, sagte ich böse. »Ich bin der Bestie, die ihr auf mich angesetzt habt, dreimal mit knapper Not entkommen, und wäre Rowlf nicht im letzten Moment aufgetaucht, wäre ich jetzt schon tot. Ich verzichte auf einen solchen Schutz.«

Looskamp schwieg, und auch Balestrano blickte mich sekundenlang verwirrt an. »Ich fürchte, ich verstehe Sie nicht ganz, Robert«, sagte er. »Wovon reden Sie?«

»Wovon ich rede?« Diesmal mußte ich mich mit aller Macht beherrschen, um nicht loszuschreien. »Von diesem mechanischen Monstrum, das Sie auf meine Fährte gesetzt haben, Balestrano!«

Der Ausdruck von Verwirrung in den Augen des alten Tempelherren wuchs. »Wovon reden Sie, Robert?« fragte er noch einmal. »Welches mechanische Monstrum? Was meinen Sie?«

»Eisenzahn«, sagte ich böse.

»Eisenzahn?« Balestrano wirkte jetzt vollends verstört. »Wer soll das sein?«

»Blechkopp«, raunzte Rowlf. »Stell dich nich dumm, Alter. Du weißt genau, wen wir meinen.«

»Nein, das weiß ich nicht«, sagte Balestrano erregt. »Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wovon Sie reden. Ich weiß nichts von irgendeinem mechanischen Monstrum, geschweige denn von irgend jemandem namens Eisenzahn oder« – er stockte einen Moment und blickte stirnrunzelnd in Rowlfs Richtung – »Blechkopp.«

»Ich habe keine Ahnung, welchen Namen Sie diesem Ungeheuer gegeben haben«, sagte ich zornig. »Aber Sie wissen sehr gut, wovon ich spreche. Ich meine die Mordmaschine, die mich im Zug überfallen hat. Das Ding, das Sie gebaut haben, um –«

»Niemand von uns hat so etwas getan, Robert«, unterbrach mich

Looskamp scharf. »Im Gegenteil. Bruder Jean hat strikten Befehl gegeben, daß dir kein Haar gekrümmt wird.«

»Dann sind seine Befehle offenbar nicht richtig verstanden worden«, antwortete ich böse.

»Das ist unmöglich!« behauptete Looskamp. »Niemand würde es wagen, seinen Worten nicht zu gehorchen.« Er funkelte mich an, schürzte wütend die Lippen und fügte hinzu: »Wer weiß – vielleicht hast du dir alles nur ausgedacht, um einen Grund zu haben, gegen uns vorzugehen.«

»Ausgedacht?« Wütend fuhr ich herum, stieß die Hand in die Rocktasche und zog das gläserne Auge hervor, das ich im Gras neben dem Bahndamm gefunden hatte. »Und was ist das?« fragte ich, während ich ihm das Glasauge hinhielt. »Habe ich mir das vielleicht auch nur ausgedacht?«

Looskamp starrte sekundenlang abwechselnd mich und die schimmernde Glaskugel auf meiner Handfläche an, dann streckte er den Arm aus, nahm das Kunstauge mit spitzen Fingern auf und hielt es Balestrano hin. Der weißhaarige Tempelherr betrachtete es fast eine Minute lang, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Aber der Ausdruck auf seinen Zügen wandelte sich in dieser Zeit von Unglauben zuerst in Staunen, dann in Schrecken und schließlich Zorn. Schließlich gab er das Auge an Looskamp zurück und wandte sich wieder an mich.

»Woher haben Sie das, Robert?« fragte er.

Ich sagte es ihm. Balestrano hörte mit unbewegtem Gesicht zu, tauschte einen raschen Blick mit Looskamp und forderte mich dann auf, die ganze Geschichte zu erzählen. Ich tat es, schnell und erregt, aber ohne irgend etwas hinzuzufügen oder wegzulassen. Balestrano wirkte bestürzt, als ich zu Ende gekommen war.

»Bruder de Laurec«, murmelte er. »Es gibt nur einen Mann unter uns, der so etwas erschaffen könnte.« Die Worte waren weniger an mich gerichtet als zu ihm selbst, und ich hörte den Schrecken, den er dabei empfand, deutlich aus seiner Stimme heraus.

»Aber das ist unmöglich!« sagte Looskamp. »Bruder Sarim würde niemals gegen Euren Befehl handeln, Bruder Jean!«

Balestrano schwieg eine ganze Weile. Als er schließlich antwortete, war seine Stimme ganz leise. »Wir werden es herausfinden, Bruder Looskamp«, sagte er. »Auf der Stelle. Kommt.«

* * *

Howards Körper schien ein einziger Schmerz zu sein, und seine Gedanken weigerten sich, in geordneten Bahnen zu laufen. Das Schwarz-Weiß-Muster des Schachbrettes verzerrte und bog sich immer wieder vor seinem Blick.

»Warum gibst du nicht endlich auf?« fragte de Laurec. »Du hast keine Chance mehr, Howard. Matt in vier Zügen.«

Howard stöhnte. Er wollte antworten, aber er konnte es nicht mehr. Alles in ihm war Schmerz.

»Wie du willst«, sagte de Laurec, als er nicht antwortete. »Dann bin ich wohl am Zuge, wie es aussieht. Dame A7 schlägt Turm C7.«

Rasselnd und klirrend setzte sich seine Königin in Bewegung, erreichte das Feld, auf dem Howards Turm stand und zerschlug ihn mit einem einzigen Hieb ihrer gewaltigen Metallarme. Das riesige Eisengebilde stürzte polternd in sich zusammen. Irgendwo im Inneren der Konstruktion blitzte es auf; ein faustgroßer feuriger Ball hüpfte auf Howard zu, prallte dicht vor seinen Füßen vom Boden ab und rollte an seinem Bein entlang bis zur Schulter hinauf. Howard brach in die Knie und kämpfte sekundenlang mit verzweifelter Anstrengung gegen die Bewußtlosigkeit.

Seine Lage war aussichtslos. Er hatte gespielt wie nie zuvor in seinem Leben, trotz der Schmerzen und der Verzweiflung, die wie ein Gift in seinen Gedanken tobte, und de Laurecs Figuren regelrecht vom Brett gefegt, bis ihm nur noch der König und die Dame verblieben waren. Trotzdem würde er verlieren, denn der Puppet-Master setzte seine Dame immer rücksichtsloser ein. Während der letzten halben Stunde hatte die weiße Königin Howards Figuren nacheinander geschlagen. Und mit jedem Spielstein, der ausschied, biß ein neuer, quälender Schmerz in seinen Leib. Keine der Wunden war wirklich gefährlich; aber sie alle zusammen würden ihn umbringen, wenn das Spiel noch lange dauerte.

»Sieh endlich ein, daß du keine Wahl mehr hast«, sagte Sarim. »Du hast noch den Springer und einen Turm. Den Turm nehme ich dir beim übernächsten Zug, Und damit hast du verloren. Es sei denn, du schlägst meine Königin.« Sarim kicherte. »Aber das wirst du nicht tun, nicht wahr?«

Howard hatte nicht mehr die Kraft, zu antworten. Sein Blick suchte die weiße Königin und saugte sich an dem blassen Mädchengesicht hinter dem Stahlvisier fest, und in seiner Brust flammte ein neuer, viel tiefer gehender Schmerz auf. Er wußte, daß de Laurec die Wahrheit sprach. Die Dame würde seinen Turm schlagen, und nur mit seinem König und einem einzelnen Springer konnte er das Spiel nicht mehr gewinnen. Wäre dies ein normales Spiel gewesen, hätte er versuchen können, Sarims König zu schlagen und so zumindest ein Remis herauszuholen. Aber nicht einmal das konnte er.

»Turm A6 auf E6«, murmelte er. »Schach.«

Seine Figur führte den Zug gehorsam aus. Ein dünner Blitz zuckte aus ihrer Vorderseite und traf den weißen König.

De Laurec lachte hämisch und stellte seine Dame zwischen Howards Turm und den bedrohten König.

* * *

Das Gewitter war mit voller Kraft losgebrochen, ehe wir die halbe Strecke zu Sarim de Laurecs kleinem Chalais hinter uns gebracht hatten, und es war das schlimmste Gewitter, an das ich mich zu erinnern vermochte. Meine Taschenuhr beharrte darauf, daß es sieben Uhr und somit schon längst Tag war. Aber der Himmel sagte das Gegenteil. Das Firmament hatte sich schwarz verfärbt und spannte sich wie eine gewaltige Kuppel aus geschmolzenem Teer von Horizont zu Horizont, aber der Himmel schien zu brennen. Die Blitze zuckten so rasch hintereinander zu Boden, daß es manchmal minutenlang hell war; dann wieder bewegten sich die beiden Kutschen durch absolute Finsternis, die vom Klatschen des strömenden Regens und den Geräuschen der Kutschen und Pferde erfüllt war. Es war ein Alptraum.

Obwohl wir fast eine Dreiviertelstunde unterwegs gewesen waren, hatten wir kaum ein Dutzend Worte miteinander gewechselt; und zu allem Überfluß hatten die Templer Rowlf und mich getrennt. Er war in den zweiten, gut fünfzig Meter hinter uns fahrenden Wagen verfrachtet worden, nachdem zwei von Balestranos Brüdern seine Hand verarztet hatten.

Ohnehin war es eine sehr sonderbare Fahrt gewesen. Obwohl sich die beiden Templer, die Balestrano und mich begleiteten, keine Mühe machten, irgendwie anders als drohend auszusehen und einer von ihnen sogar mit einem Dolch herumspielte, spürte ich, daß diese

Männer nicht meine Feinde waren. Balestrano hatte keinen Zweifel daran gelassen, daß wir seine Gefangenen waren. Aber wenn, dann zu unserem eigenen Schutz. Ich glaubte ihm. Ich habe stets gespürt, ob mein Gegenüber mich belog oder die Wahrheit sprach, und ich war selten einem so ausgeprägten Gefühl von Wahrheit begegnet wie bei Balestrano. Die ganze Situation war absurd; gelinde ausgedrückt. Diese Männer waren zusammengekommen, um meinen besten Freund zu töten, und sie machten nicht einmal einen Hehl daraus. Und trotzdem waren sie nicht meine Feinde.

Ich atmete innerlich auf, als wir nach einer Ewigkeit anhielten und Balestrano mir wortlos bedeutete, den Wagen zu verlassen. Der Regen klatschte mir wie eine nasse Hand ins Gesicht, und vor dem Hintergrund der unablässig zuckenden Blitze wirkte das Haus, vor dem wir angehalten hatten, wie eine billige Theaterkulisse. Der zweite Wagen kam knarrend wenige Schritte neben uns zum Stehen. Die Räder versanken fast eine Handbreit tief in dem sumpfigen Morast, in den der stundenlange Regen den Weg verwandelt hatte, und als sich die Tür öffnete und Rowlf – gefolgt von vier schweigenden Männern in dunklen Wettermänteln – ins Freie sprang, spritzte Wasser hoch.

Balestrano hob die Hand, und zwei seiner Begleiter huschten lautlos an uns vorbei, öffneten das schmiedeeiserne Tor, das die brusthohe Gartenmauer vor uns durchbrach, und glitten hindurch. Eine, halbe Minute später kam einer von ihnen zurück und nickte stumm. Erst dann gingen wir los. Mein Mißtrauen regte sich stärker. Wenn dieses Haus einem von Balestranos Brüdern gehörte – wozu dann diese überflüssigen Sicherheitsmaßnahmen?

Lautlos näherten wir uns dem Haus. Der Regen strömte immer dichter, und die Blitze zuckten jetzt so dicht hintereinander, daß der parkgroße Garten des Anwesens fast taghell erleuchtet war. Die Luft knisterte von elektrischer Spannung, und der Donner rollte so mächtig, als lieferten sich über uns zwei himmlische Heerscharen ein Artillerieduell.

Balestrano blieb stehen, als wir uns der Tür bis auf drei Schritte genähert hatten. Einer seiner Begleiter eilte voraus und streckte die Hand nach dem löwenköpfigen Türklopfer aus, kam aber nicht dazu, ihn zu benutzen, denn in diesem Moment glitt das gewaltige Tor wie von Geisterhand bewegt nach innen. Balestrano ging los, als wäre so etwas das Selbstverständlichste von der Welt, und auch seine Begleiter folgten ihm ohne das geringste Zögern. Wohl oder übel mußten auch Rowlf und ich das sonderbare Haus betreten, obgleich mir alles andere als wohl dabei in meiner Haut war.

Es war nicht nur die Tatsache, daß ich um Howards oder etwa um mein Leben fürchtete. Diese Art der Angst kannte ich. Aber die Furcht, die ich jetzt spürte, war anderer Art. Es war, als spüre etwas in meiner Seele die Anwesenheit einer Gefahr, die meinen normalen menschlichen Sinnen noch verschlossen war.

Nun, was das anging – ich besaß noch ein paar mehr als die üblichen fünf Sinne. Während ich zwischen Balestrano und Looskamp durch die hohe, von elektrischem Licht beleuchtete Empfangshalle ging, versuchte ich den logischen Teil meines Denkens auszuschalten und mich auf die tiefer liegenden, animalischen Schichten meines Bewußtseins zu konzentrieren; auf die Teile des menschlichen Geistes, die mich zu dem befähigten, was die allermeisten Menschen mit Worten wie Zauberei und Magie bedacht hätten, nur weil sie nicht in der Lage waren, die wirkliche Natur dieser Kräfte zu erfassen.

Aber der Erfolg war gleich Null. Dieses Haus war... tot. Ich spürte die Anwesenheit von Leben, aber es waren nur Rowlf und Balestrano und seine Männer. Dann, nach Sekunden, fühlte ich einen weiteren, menschlichen Geist. Ich konnte seine Gedanken nicht lesen – das habe ich nie gekonnt und wollte es auch nicht können – aber ich spürte den Schmerz und die Verzweiflung, die ihn erfüllten. Und dann erkannte ich ihn.

Ich blieb so abrupt stehen, daß der hinter mir gehende Templer die Bewegung zu spät registrierte und in mich hineinrannte. »Howard«, sagte ich. »Howard ist hier, Rowlf.«

»Das wissen wir, Craven«, sagte Balestrano scharf, ehe Rowlf antworten konnte. »Begehen Sie jetzt keine Dummheit. Wenn Sie versuchen, Ihrem Freund zu helfen –«

»Werde ich auch zu Schaden kommen, ich weiß«, unterbrach ich ihn wütend. »Warum haben Sie mich hergebracht, Balestrano? Glauben Sie im Ernst, ich sehe tatenlos zu, wie Sie meinen Freund abschlachten?«

»Ich fürchte, Sie haben keine andere Wahl, mein Junge«, sagte er sanft. »Dies hier sind Dinge, die Sie nichts angehen.«

»Das werden wir sehen«, zischte ich.

Seltsamerweise antwortete Balestrano nicht mehr, sondern sah mich nur eine Sekunde lang mit sehr sonderbarem Blick an, ehe er sich abrupt abwandte und schnell weiterging.

Wir durchquerten die Halle, und Balestrano öffnete eine niedrige Tür an ihrem gegenüberliegenden Ende. Ein schmaler, nur von einer einzelnen elektrischen Lampe erhellter Gang nahm uns auf. Ich betrachtete die sonderbare Lichtquelle neugierig, während ich hinter dem alten Templer durch den Korridor schritt. Natürlich hatte ich schon von elektrischem Licht gehört – das war eine dieser neumodischen (und sündhaft teuren) Erfindungen, die sich jetzt überall auf dem Kontinent ausbreiteten und denen niemand im Ernst eine große Zukunft zutraute. Aber es war das erste Mal, daß ich eine elektrische Lampe sah. Der Anblick verwirrte mich. Aber das hätte der Anblick einer menschengroßen, sprechenden Puppe, die sich wie ein Wesen aus Fleisch und Blut bewegte, vor Tagesfrist auch noch getan.

Als wir das Ende des Ganges betraten, blieb Balestrano stehen. Wie vorhin am Tor gingen zwei seiner Männer an ihm vorbei und verschwanden hinter der Tür, und wie vorhin warteten wir, daß sie wiederkamen.

Ich wandte mich an Looskamp, der einen halben Schritt hinter mir stehengeblieben war. »Bruder Jean scheint diesem Laurec nicht gerade zu trauen«, sagte ich.

Looskamp sah mich mit sonderbarem Ausdruck in den Augen an. »Unsinn«, sagte er, so schnell und so heftig, daß die Antwort kaum überlegt war, sondern ganz automatisch zu erfolgen schien. Dann zuckte er mit den Achseln, starrte einen Moment zu Boden und nickte; wenn auch sehr widerwillig. »Vielleicht hast du sogar recht«, sagte er plötzlich. »Irgend etwas stimmt hier nicht.«

Balestrano sah auf. »Bruder Looskamp!« sagte er scharf. »Schweig!«

»Warum?« fragte ich wütend. »Glauben Sie, ich wäre blind, alter Mann? Es gibt nur zwei Erklärungen für das, was ich hier sehe – entweder es ist bei euch Templern üblich, mit einer Armee und dem Schwert in der Hand eure Freunde zu besuchen, oder hier stimmt wirklich etwas nicht. Wer ist dieser Sarim?«

Balestrano schwieg einen Moment, dann seufzte er. »Sie haben recht, Craven«, sagte er. »Es wäre sinnlos, die Wahrheit zu leugnen. Bruder de Laurec ist der Puppet-Master unseres Ordens, der –«

»Der was?« unterbrach ich ihn.

Der greise Templer lächelte verzeihend. »Es ist sein Talent, Macht über leblose Dinge zu gewinnen«, erklärte er. »So wie DeVries der Animal-Master war, dem die Herrschaft über die hirnlose Kreatur

gegeben war.«

Ich begriff. »Der Herr über die leblosen Dinge«, murmelte ich. »Dann war diese... diese Kreatur, die Rowlf und mich fast umgebracht hätte, sein Werk?«

»Ich fürchte es«, gestand Balestrano. »Das künstliche Auge, das Sie mir gaben – erinnern Sie sich?«

Das war die mit Abstand dämlichste Frage, die ich in den letzten Wochen gehört hatte. Trotzdem nickte ich nur stumm.

»Es gibt nur einen Menschen auf der Welt, der so etwas erschaffen kann«, sagte Balestrano. Plötzlich wirkte er besorgt. »Bruder de Laurec. Er hat meinen Befehl mißachtet. Und ich fürchte, nicht nur diesen.« Er wandte sich an Looskamp, und seine Augen waren dunkel vor Sorge. »Wir hätten es niemals berühren sollen, dieses Teufelsding.«

»Wovon reden Sie?« fragte ich.

»Von nichts«, sagte Looskamp rasch. »Jedenfalls nichts, was dich anginge, Robert.«

»Ach?« sagte ich spitz. »Wie zum Beispiel kristallene Gehirne, meinst du?«

Looskamp wollte auffahren, aber Balestrano brachte ihn mit einem raschen Wink zum Schweigen. »Laß nur, Bruder Looskamp«, sagte er. »Craven hat nicht einmal so unrecht. Vielleicht war es ein Fehler, den Herrn des Labyrinths in unsere Gewalt bringen zu wollen. Dieses Ding ist von Übel und nicht für Menschenhand gedacht. Wir hätten es zerstören sollen.«

»Was... was bedeutet das?« fragte ich leise. Ein schrecklicher Verdacht begann in mir Gestalt anzunehmen. »Was haben Sie getan?«

»Wir haben versucht, die Macht des Gehirns unter unsere Kontrolle zu bringen, Craven«, antwortete er ernst. »Aber der Versuch scheiterte.«

»Scheiterte? Was geschah?«

»Nichts, was einer von uns erklären könnte«, erwiderte Balestrano ausweichend. »Nur so viel – um ein Haar wären ich und alle, die Sie hier sehen, ums Leben gekommen. Bruder de Laurec war es, der uns rettete.« Er schwieg eine Sekunde. »Aber ich fürchte«, fügte er dann hinzu, »daß irgend etwas mit ihm geschehen ist.«

Die Tür am Ende des Ganges wurde geöffnet, und einer der beiden Templer kam zurück. Er hatte Hut und Mantel abgestreift und trug jetzt nur noch das Zeremoniengewand des Ordens – schwarze Hosen, ein feingewebtes Kettenhemd, das in einer Art Kapuze endete, und darüber ein weißes Hemd mit dem gleichschenkeligen Kreuz des Templerordens. In seiner Rechten blitzte ein Schwert. Balestrano wandte sich um und sah ihn fragend an.

Der Mann nickte, trat beiseite und machte eine einladende Handbewegung. Dicht hinter Balestrano verließen wir den Gang und traten in einen weiteren, nur schwach beleuchteten Korridor hinaus. Eine Treppe führte an seinem jenseitigen Ende in die Höhe. Der Templer deutete schweigend mit dem Schwert hinauf, und wir gingen weiter.

Am oberen Ende der Treppe befand sich eine einzelne, nur angelehnte Tür. Flackerndes elektrisches Licht drang durch ihre Ritzen, und als ich hinter Balestrano hindurchtrat, bot sich mir ein Anblick, der mir im wahrsten Sinne des Wortes den Atem stocken ließ.

Wir standen auf einer schmalen, von einem brusthohen Geländer gesicherten Galerie, unter der sich ein gewaltiger, rechteckiger Saal ausdehnte. Eine Unzahl elektrisch betriebener Kronleuchter, deren Birnen bei jedem Blitz, der draußen niederzuckte, hektisch zu flackern begannen, beleuchtete eine bizarre Szene:

Der Fußboden der Halle war mit gewaltigen schwarzen und weißen Fliesen ausgelegt. Fliesen, deren Muster ein übergroßes Schachbrett bildeten. Ein Feld, auf dem die grausamste Parodie dieses Spiels der Könige ablief, die man sich nur denken konnte.

Die meisten Figuren waren bereits ausgeschieden und lagen zermalmt und teilweise bis zur Unkenntlichkeit zerstört am Rande des Spielfeldes; ein gewaltiger, Haufen ineinandergeknoteter metallener Leiber und Glieder. Fünf der sieben Figuren, die noch auf dem Feld standen, waren Maschinen. Schreckliche, ins Riesenhafte vergrößerte Karikaturen von Schachfiguren, deren bloßer Anblick mir einen eisigen Schauer über den Rücken jagte. Die beiden Könige waren zweieinhalb Meter hohe Giganten, die nur aus Stacheln und reißenden Klingen zu bestehen schienen und in unheimlichem elektrischem Licht glühten. Die zwei Springer waren riesenhafte, gräßlich verzerrte Pferdeköpfe auf einem metallenen Torso, und die Dame, die neben dem weißen König stand, ähnelte jenem geschmackvollen Folterinstrument, das ich unter dem Namen Eiserne Jungfrau kannte – nur daß ihre Stacheln nach außen gekehrt waren.

Die beiden letzten Figuren schließlich waren Menschen. Es dauerte einen Moment, bis ich den einen von ihnen erkannte, denn das Licht flackerte ununterbrochen und tauchte das Spielfeld in verwirrende Muster.

»Howard!« keuchte ich. »Um Gottes willen – das ist Howard!«

Instinktiv wollte ich loslaufen, aber Looskamp ergriff mich beim Arm und zerrte mich so heftig zurück, daß ich vor Schmerz aufstöhnte. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie zwei der Templer ihre Schwerter zogen und die Waffen drohend auf Rowlf richteten.

Die zweite Gestalt unten auf dem Spielfeld sah auf, als sie meine Stimme hörte. Für einen Moment begegnete ich dem Blick zweier dunkler, stechender Augen, dann wandte der Mann den Kopf, sah Balestrano an und nickte knapp. »Bruder Jean.«

»Was bedeutet das?« fragte Balestrano scharf. »Was soll das alles, Sarim? Rede!«

»Ich führe nur Euren Befehl aus, Bruder«, erwiderte Sarim de Laurec. Seine Stimme klang spöttisch. »Die Exekution des Verräters Lovecraft.«

»Ich gab dir den Auftrag, ihn zu töten«, sagte Balestrano zornig. »Nicht, ihn zu Tode zu foltern.«

»Wer spricht hier von Folter?« sagte de Laurec lächelnd. »Bruder Howard ist aus freien Stücken hier – fragt ihn selbst.«

»Stimmt das?« fragte Balestrano.

Howard hob mühsam den Kopf. Er hockte auf den Knien und schien kaum noch die Kraft zu haben, sich zu bewegen, und als er sich zu der Galerie umwandte, auf der wir standen, sah ich, daß seine Kleider blutig waren. Aus seiner rechten Schulter ragte etwas, das aus der Entfernung wie ein abgebrochener Degen aussah. Sein Gesicht war eine Maske der Pein.

Ich stöhnte vor Zorn und stemmte mich instinktiv gegen Looskamps Griff. Die Finger des Flamen suchten eine bestimmte Stelle an meinem Hals und drückten kurz und warnend zu. Mein Widerstand erlahmte. Ich kannte diesen Griff.

»Er hat recht, Jean«, stöhnte Howard. »Misch dich nicht ein. Es... es ist mein freier Wille.«

»Howard!« brüllte ich. »Was soll das heißen? Was geschieht hier?«

Howard sah auf, als würde er mich erst jetzt erkennen. Ein mattes Lächeln huschte über seine Züge und verschwand wieder unter dem Ausdruck von Qual. »Misch dich nicht ein, Robert«, flüsterte er. »Was hier geschieht, geht dich nichts an.«

Einen Moment lang starrte ich ihn an, dann befreite ich mich – ganz langsam, um ihn nicht zu einer Unbesonnenheit zu verleiten – aus Looskamps Griff, trat vollends an die Brüstung heran und starrte auf den dunkelhäutigen Mann herab, der wenige Schritte neben Howard stand.

»De Laurec«, murmelte ich. »Was tun Sie da? Ich warne Sie – ich werde Sie eigenhändig umbringen, wenn Sie Howard –«

»Halten Sie den Mund, Craven«, unterbrach mich de Laurec kalt. »Ein Mann, der eigentlich schon tot sein müßte, sollte keine Drohungen ausstoßen. Um so weniger, wenn er nicht in der Lage ist, sie wahr zu machen. Aber wenn es Sie beruhigt, sage ich es noch einmal: Ihr Freund« – er betonte das Wort auf eine Art, die allein Grund genug für mich gewesen wäre, ihn umzubringen – »ist vollkommen freiwillig hier. Ich gab ihm die Chance, um sein Leben zu spielen, und das ist schon mehr, als ihm zusteht.«

»Spielen?« sagte ich. »Was für eine Art von Spiel soll das sein?«

De Laurec lachte abfällig. »Ein Intelligenzspiel, Craven. Machen Sie sich nichts daraus, wenn Sie es nicht verstehen. Man nennt es Schach. Vielleicht haben Sie schon davon gehört.« Er grinste, kam ein paar Schritte näher und wandte sich wieder an Balestrano. »Natürlich kann ich ihn auch gleich töten, wenn Ihr es befehlt, Bruder Jean.«

Balestranos Gesicht war wie aus Stein. »Warum hast du meinen Befehl mißachtet, Sarim?« fragte er, als hätte er de Laurecs Frage gar nicht gehört. »Warum hast du den Eliminator auf Craven angesetzt? Du weißt, daß diese Maschine niemals ohne meine Einwilligung benutzt werden darf.«

»Das ist eine lange Geschichte«, erklärte de Laurec. »Wenn Ihr gestattet, erzähle ich sie Euch, sobald ich mit Howard fertig bin. Es dauert nicht mehr lange.«

»Nein – ich gestatte nicht«, sagte Balestrano ärgerlich. »Ich verlange eine Antwort, Sarim! Ich habe ausdrücklich befohlen –«

»Verzeiht, Bruder«, fiel ihm de Laurec ins Wort. »Aber Ihr habt nichts mehr zu befehlen.«

Balestrano erstarrte. Ein Schlag ins Gesicht hätte ihn kaum weniger überraschend treffen können als die Worte de Laurecs. »Was«, murmelte er. »Was... was soll das heißen?«

»Das, was ich gesagt habe«, sagte de Laurec kalt. »Ich verweigere dir den Gehorsam, du alter Narr. Du wirst niemandem mehr befehlen.«

Looskamp war mit einem einzigen Schritt neben mir. »Dafür wirst du dich verantworten müssen, Sarim!« sagte er drohend. »Ich befehle dir, mit diesem grausamen Spiel aufzuhören und hierher zu kommen.«

»Ach ja?« sagte de Laurec lächelnd. »Und wenn ich nicht gehorche?«

Looskamp legte die Hand auf das Schwert. »Dann töte ich dich«, sagte er leise.

Sarim de Laurec lachte leise. »Warum versuchst du es nicht, Bruder?« sagte er. »Vorausgesetzt, du bringst das Kunststück fertig, lebendig hier zu mir herunter zu kommen«, fügte er hinzu. Damit hob er die Arme und klatschte in die Hände.

Looskamp stieß ein zorniges Knurren aus, riß sein Schwert aus dem Gürtel und rannte, Balestranos Rufe, der ihn zurückhalten wollte, ignorierend, zum Ende der Galerie und auf die Treppe zu, die hinunter in die Halle führte.

Er hatte noch nicht einmal die erste Stufe erreicht, als unten ein schreckliches Klirren und Scheppern anhob. Eine rasche, zuckende Bewegung ging durch den Haufen zermalmter Riesenfiguren, der neben dem Schachfeld aufgeschichtet war – und dann erhoben sich zwei, drei der grausigen Metallskulpturen und bewegten sich wie ungeschickte Riesen auf die Treppe und den heranstürmenden Templer zu!

»Um Gottes willen!« keuchte Balestrano. »Zurück, Bruder Looskamp! Zurück!«

Aber Ger schien taub geworden zu sein. Mit unverminderter Geschwindigkeit stürmte er die Treppe hinab, schwang sein gewaltiges Schwert und griff die vorderste der Riesenfiguren an. Seine Klinge schnitt einen silbernen Blitz in die Luft, traf mit ungeheurer Kraft auf den stachelbewehrten Stahlschädel des Ungeheuers – und brach ab.

Looskamp schrie, prallte, von der Wucht seines eigenen Hiebes nach vorne gerissen, gegen die Maschine – und schrie gleich darauf ein zweites Mal und jetzt vor Schmerz, als sich der gekrümmte Dolch, den das Ding anstelle eines Armes hatte, in seinen Oberschenkel bohrte.

De Laurec klatschte abermals in die Hände. Der Stahlgigant erstarrte.

»Ihr seht, Brüder«, sagte er kalt, »es gibt nichts, was ich zu fürchten hätte. Nicht hier.«

»Was soll das heißen, Sarim?« sagte Balestrano mit bebender Stimme.

De Laurecs Blick war so hart wie der Stahl; aus dem seine Horrorgeschöpfe geschmiedet waren. »Begreifst du das wirklich nicht, du alter Narr?« fragte er. »Deine Tage sind gezählt.« Er deutete erst auf mich, dann auf Balestrano. »Wäre es diesem jungen Narren nicht gelungen, den Eliminator zu vernichten, dann wärest du der nächste gewesen, den er besucht hätte. Aber nun seid ihr ja alle freiwillig gekommen. Das erleichtert mir die Sache. Ihr werdet sterben.«

»Und dann?« fragte Balestrano, so ruhig, als hätte er die Drohung in de Laurecs Worten gar nicht gehört. »Was hättest du davon? Es würden andere kommen. Du kannst nicht alle töten.«

»Wer sagt, daß ich das vorhabe?« fragte de Laurec lächelnd. »Ich werde der einzige sein, der der Heimtücke Cravens entgeht. Nicht, ohne ihn vorher zu töten, versteht sich.«

»Du Verräter!« brüllte Looskamp. »Damit kommst du nicht durch!«

»O doch, Bruder Looskamp«, murmelte Balestrano dumpf. »Ich fürchte, er könnte es.«

De Laurec verbeugte sich spöttisch. »Euer Zutrauen ehrt mich, Bruder«, sagte er. »Um so mehr, als Ihr recht habt. Wenn dies alles hier vorbei ist, dann werde ich der neue Herr der Templerloge sein. Und ich fürchte, es wird ein paar… Veränderungen geben. Zum ersten werden wir diesen lästigen Necron und seine närrischen Anhänger vernichten. Dann sehen wir weiter.«

»Du Narr«, murmelte Balestrano. »Du hast nichts verstanden. Der Orden der Tempelherren war niemals eine Bruderschaft des Schwertes. Du wirst keinen Erfolg haben, wenn du versuchst, ihn dazu zu machen.«

»Überlaßt das getrost mir«, sagte de Laurec lakonisch.

»Bringt ihn um!« kreischte Looskamp. »Nehmt eure Waffen und erschlagt diesen Verräter endlich, Brüder!« Drei, vier Männer aus Balestranos Begleitung zogen auch unverzüglich ihre Schwerter und machten Anstalten, seiner Aufforderung zu folgen.

De Laurec schürzte nur abfällig die Lippen und klatschte wieder in die Hände. Neben dem Schachfeld erhob sich ein gutes Dutzend der eisernen Kreaturen und näherte sich klappernd und scharrend der Treppe, und auch aus dem Gang, durch den wir gekommen waren, ertönten plötzlich metallisch klingende Laute. Ich machte mir nicht einmal die Mühe, mich herumzudrehen. Ich wußte, was hinter uns war. Und auch die Templer schienen zu begreifen, wie sinnlos es wäre, gegen diese seelenlosen Maschinen kämpfen zu wollen. Einer nach dem anderen blieb wieder stehen, während die Maschinen rasselnd durch den Saal glitten und die Treppe hinaufzuscheppern begannen. Schließlich bildeten sie an beiden Seiten der Galerie eine undurchdringliche Mauer und blieben weiter stehen.

»Nun, wo die Verhältnisse geklärt wären«, sagte de Laurec spöttisch, »werdet ihr gestatten, daß ich erst einmal eine Angelegenheit zu Ende bringe, ehe ich mich der nächsten zuwende.« Er kicherte, ging wieder zu seinem Feld zurück und winkte mit der Hand.

»Auf, Bruder Howard«, sagte er spöttisch. »Zeig unseren Gästen, wie meisterlich du das königliche Spiel beherrschst.«

Howard stöhnte. Vergeblich versuchte er, sich auf die Füße zu stemmen, brach wieder zusammen und murmelte etwas, das ich nicht verstand. Aber sein letzter verbliebener Offizier – ein Springer – setzte sich rasselnd in Bewegung und bedrohte de Laurecs König. Der Puppet-Master machte nicht einmal den Versuch, dem drohenden Schach zu entgehen, sondern zog seine Dame über das Feld, um Howards Springer zu jagen.

Trotz der aberwitzigen Situation, in der wir uns befanden, schlug mich das Spiel rasch in seinen Bann. Ich hatte ein paarmal den Größenwahn aufgebracht, mit Howard Schach zu spielen, und wußte, wie gut er war – und er bewies seine Meisterschaft auch jetzt, trotz des erbärmlichen Zustandes, in dem er sich befand. Immer wieder entgingen sein König und der Springer den Nachstellungen der weißen Dame, und immer wieder brachte er das Kunststück fertig, de Laurecs König mit nur einem Offizier vor sich herzutreiben. Aber auf Dauer würde es ihm nichts nutzen. Selbst der beste Schachspieler der Welt kann einen König nicht nur mit seinem eigenen König und einem Springer Matt setzen. Es ist unmöglich. Trotzdem spielte er mit einer

Meisterschaft, die jeden anderen Gegner nach spätestens zehn Minuten total entnervt hätte.

De Laurec nicht. Im Gegenteil. Je mehr ihn Howard vor sich hertrieb, desto amüsierter wirkte er. Und er spielte – gelinde ausgedrückt – wie der letzte Trottel. Schließlich besaß er den Nerv, seine Dame direkt neben Howards König zu plazieren und kichernd »Schach« zu rufen.

Mein Unterkiefer klappte vor Unglauben herunter, als sich Howard unter einem elektrischen Blitz krümmte, mühsam wieder zu Atem kam – und seinen König zurückzog, statt die Dame zu schlagen, die vollkommen ungeschützt neben ihm stand!

»Howard!« brüllte ich. »Bist du von Sinnen? Warum schlägst du sie nicht?«

Howard stöhnte, und wie zur Antwort stieß de Laurec ein neuerliches, fast wahnsinnig klingendes Kichern aus. »Das ist ja gerade der Trick, Craven«, brüllte er triumphierend. »Er könnte es, aber er will es nicht. Dann würde nämlich seine kleine Freundin mit dran glauben müssen, wissen Sie?«

Verwirrt sah ich mir die weiße Königin genauer an. Im ersten Moment erkannte ich nichts als den eisengewordenen Alptraum, den ich die ganze Zeit gesehen hatte – aber dann erhaschte ich einen Blick unter ihr Visier, und was ich dort sah, ließ mir das Blut in den Adern gerinnen.

Es war ein Mädchengesicht. Ein blasses, von dunklem Haar eingerahmtes Gesicht, dessen Augen schwarz vor Furcht geworden waren.

Sarim brüllte vor Lachen, schlug sich vergnügt auf die Oberschenkel – und bot Howard ein weiteres Mal Schach. Diesmal ging Howard für fast eine Minute zu Boden, ehe er wieder soweit bei Atem war, seinen König zurückzuziehen.

Meine Gedanken schienen sich zu überschlagen, während unter uns das ungleiche Spiel weiterging. Ich versuchte erst gar nicht darüber nachzudenken, wer diese Frau war oder was Howard mit ihr zu schaffen hatte. Wer immer sie war, schien sie ihm wichtig genug, sein eigenes Leben und das unsere zu opfern, um sie zu retten. Das mußte ich akzeptieren.

Und de Laurec nutzte es gnadenlos aus. Seine Dame huschte in Zügen, die einem auch nur mittelmäßigen Schachspieler die Tränen in die

Augen getrieben hätten, über das Feld, jagten Howards König hierhin und dorthin und scheuchte praktisch im Vorbeigehen noch seinen Springer umher. Vor den Fenstern tobte das Gewitter immer heftiger. Blitze warfen zuckende Reflexe in die Halle.

Aber Howard gab nicht auf. Er krümmte sich ununterbrochen vor Schmerz und Schwäche – aber er spielte wie ein junger Gott. Immer wieder griff sein Springer an, bedrohte de Laurecs König und zwang seine Dame so, das Kesseltreiben auf seinen eigenen König wenigstens für eine Weile zu unterbrechen.

Schließlich brachte er sogar das Kunststück fertig, de Laurecs verbliebenen Springer in eine Falle zu locken und zu schlagen.

Sarim de Laurec bekam einen Lachanfall.

»Phantastisch, Bruder, phantastisch!« brüllte er, wobei er aus Leibeskräften applaudierte und sich zwischendurch die Tränen aus den Augen wischte. »Du spielst wirklich gut. Wenn nur diese dumme dumme Dame nicht wäre, wie?« Und damit bot er Howard abermals Schach.

Ich glaubte den Schmerz zu spüren, der Howards Körper schüttelte, als ihn der elektrische Blitz traf. Verzweifelt starrte ich auf das Schachbrett und die gigantischen Figuren hinunter. Meine Gedanken überschlugen sich. Wenn ich ihm nur helfen könnte! Aber ich konnte nicht gegen Maschinen kämpfen. Meine magischen Kräfte, die mich schon mehrmals aus brenzligen Situationen herausgeholt hatten, versagten hier. Geistlose Maschinen waren gegen Hypnose ziemlich immun.

Aber ich war verzweifelt genug, es zu versuchen. Wenn man ertrinkt, greift man sogar nach einer Seifenblase, wenn gerade kein Strohhalm bei der Hand ist.

Mit aller Macht konzentrierte ich mich, starrte den weißen König an und fühlte… nichts.

Natürlich nichts. Was hatte ich erwartet? Die einzigen Lebewesen dort unten waren Howard und de Laurec. Alles andere waren Maschinen.

Die einzigen Lebewesen?

Es dauerte eine endlose Sekunde, bis ich begriff. Wie in einer blitzartigen Vision sah ich noch einmal das glatte, so täuschend echte Gesicht Eisenzahns vor mir, spürte noch einmal den Unglauben, als

ich begriff, daß er kein Lebewesen war, sondern ein Automat…

Und dann dauerte es noch einmal eine Sekunde, bis ich meinen Schrecken überwand und mich nach vorne warf; so heftig, daß die steinerne Brüstung unter meinem Anprall bebte.

»Howard!« schrie ich mit überschnappender Stimme. »Die Dame! Vernichte die Dame. Sie ist eine Maschine!«

Meine Stimme ging fast im Bersten eines weiteren, gewaltigen Donnerschlages unter, aber Sarim fuhr trotzdem mit einem wütenden Zischen herum, und auch Howard erstarrte für eine endlose Sekunde. Dann flammten seine Augen auf, und ein grauenhafter Schrei brach über seine Lippen.

»Craven!« brüllte de Laurec. »Halten Sie sich raus, oder –«

»Springer B8 auf C6«, sagte Howard laut. »Schach!«

Sarim fluchte, starrte mich einen Moment haßerfüllt an und wirbelte dann herum. »König E5 auf E6«, sagte er. »Das nutzt dir nichts mehr, Howard. Gib auf.«

»Springer C6 auf D4« erwiderte Howard. »Schach.«

De Laurec fluchte noch lauter, ballte die Fäuste und starrte zu mir herauf, als wolle er mich mit Blicken töten. »König E6 auf E7«, sagte er. »Was soll das, Howard? Du bekommst mich nicht.«

»Nein?« fragte Howard kalt. Von seiner Schwäche war nichts mehr geblieben. Hoch aufgerichtet stand er da und starrte abwechselnd de Laurec und seinen König an. Aber seine Stimme bebte, als er weitersprach. »Vielleicht habe ich dich schon, Bruder. Auf diesen Zug bist du schon vor zehn Jahren immer wieder hereingefallen. Wie ich sehe, hast du nichts dazugelernt.« Er hob die Hand und deutete auf seinen Springer.

»Springer D4 auf F5, Sarim. Schach und Gardez.«

Seine Figur führte den Zug gehorsam aus, und de Laurec stieß einen gellenden Wutschrei aus, als zwei dünne, knisternde Blicke aus den Augen des Stahlpferdes schossen und seinen König und seine Dame gleichzeitig trafen. Von draußen ertönte ein ungeheuerlicher Donnerschlag, wie um seine Worte zu unterstreichen.

»Damit kommst du nicht durch, Howard«, kreischte Sarim. »Du

betrügst! Es war nicht vereinbart, daß dir irgend jemand helfen darf.«

»Dein Zug!« sagte Howard kalt. De Laurec starrte ihn eine endlose Sekunde lang an. Dann lächelte er wieder. »Was glaubst du, gewonnen zu haben?« fragte er schließlich. »Ich gebe zu, daß ich beim nächsten Zug meine Dame verliere – aber damit steht das Spiel allerhöchstens unentschieden. Es war ausgemacht, daß du gewinnen mußt.«

»Du betrügst«, stellte Howard fest. »Ich hätte es mir denken können. Du hast schon immer gerne betrogen.«

»Schweig!« brüllte de Laurec. »Es spielt keine Rolle mehr, ob ich betrüge oder nicht. Ihr werdet so oder so sterben.« Er kicherte, hob den Arm und deutete auf seinen König. »E7 auf E8«, sagte er. »Nimm dir die Dame, wenn es dir Freude bereitet. Du verlierst trotzdem.«

Howard schlug seine Dame. Die gewaltige Stahlkreatur verging in einem grellen Blitz, der auch Howards Springer zerfetzte, aber de Laurecs Reaktion bestand in einem abfälligen Verziehen der Lippen.

»Bravo, Howard«, sagte er kalt. »Mein Kompliment. Du hast phantastisch gespielt. Aus diesem Grunde gewähre ich dir sogar eine weitere Gnade – du darfst noch leben und zusehen, wie deine Freunde sterben – allen voran dieser Narr Craven.«

Und in diesem Moment erwachten die riesigen Schachfiguren abermals zum Leben.

Ich hörte einen Schrei, wirbelte herum und sah, wie Looskamp auf Händen und Füßen die Treppe hinaufzukriechen begann, verfolgt von einem Ding, das wie der Alptraum eines Eisenskorpiones aussah. Auch von der anderen Seite her rückten die gigantischen Killermaschinen heran.

Die Templer wichen zurück, zogen ihre Schwerter blank und bildeten einen dicht geschlossenen Kreis um Balestrano und mich. Nicht, daß es etwas nutzen würde. Eine einzige dieser Maschinen mußte reichen, uns alle zu töten. Und wir standen gleich dreißig dieser stählernen Monster gegenüber. Langsam, aber unaufhaltsam, rückten sie näher.

»Jetzt sterbt ihr«, kreischte de Laurec. »Ihr habt euch zu früh gefreut. Der Sieg ist mein!«

Ich starrte den näherrückenden Maschinen entgegen, schätzte hastig die Zeit ab, die mir noch blieb, und warf einen letzten Blick in die Halle hinunter. De Laurec sah mich direkt an. Vielleicht wäre dies der

richtige Moment für eine theatralische – oder auch nur hämische – Bemerkung gewesen, aber dazu fehlte mir die Zeit.

Ich stieß Balestrano und den Templer, der vor ihm stand, zur Seite, sprang den Schachmördern entgegen und riß beide Arme in die Höhe. Meine Lippen formten Worte, die ich vor Jahren auswendig gelernt und schon fast wieder vergessen hatte, und mein Geist tat Dinge, die ich selbst nicht wirklich verstand und die ich im Grunde niemals hatte können wollen.

Aber sie wirkten.

Für einen kurzen Moment hatte ich das Gefühl, eins mit dem tobenden Gewitter draußen über dem Land zu sein, keinen Körper mehr zu haben, sondern nur noch aus pulsierender, berstender Kraft und Licht und Hitze zu bestehen, dann –

Ein unglaublicher Donnerschlag ließ das Gebäude erzittern.

Die elektrische Beleuchtung erlosch. Knallend zerbarsten die Glühbirnen, und einer der Kronleuchter brach aus seiner Halterung und stürzte zu Boden. Blaue, zischende Elmsfeuer rasten durch den Saal, sprangen über Steine und Menschen und Metall und erloschen. Dann explodierten die Fensterscheiben. Alle auf einmal und nach innen.

Ein grellweißer Blitz zuckte durch eines der zerborstenen Fenster herein, schlug in den Boden und raste in irrsinnigem Zickzack durch die Halle, um die Maschinenmenschen zu treffen und zu weißglühendem Schrott zu verschmelzen.

Aber davon merkte ich schon nichts mehr. Ich verlor das Bewußtsein und ging zu Boden. Allmählich bekam ich auch darin Routine.

* * *

Diesmal dauerte es Stunden, bis ich erwachte. Ich lag auf einer Couch in einem kleinen, behaglich eingerichteten Salon, und das erste, was ich sah, war das ausgeglühte Skelett eines elektrischen Kronleuchters, der über mir an der Decke pendelte. Dann regte sich etwas neben mir, und als ich den Kopf wandte, erkannte ich das faltenzerfurchte Gesicht Jean Balestranos. In seinen Augen stand eine Mischung aus vorsichtiger Erleichterung – und Angst.

Angst vor mir, dachte ich düster. Es war nicht das erste Mal, daß ich diesen Ausdruck in den Augen eines Menschen las. Aber bei Balestrano tat er besonders weh.

»Sind wir schon alle tot und im Himmel, oder leben wir noch?« fragte ich. Meine Stimme klang fremd in meinen eigenen Ohren. Eher wie ein Krächzen.

Balestrano lächelte flüchtig und wurde sofort wieder ernst. »Wir leben noch, Robert«, sagte er. »Dank Ihnen.«

Ich erwiderte sein Lächeln, versuchte mich aufzusetzen und sank stöhnend wieder zurück, als sich das Zimmer um mich herum zu drehen begann.

»Überanstrengen Sie sich nicht«, sagte Balestrano sanft. »Sie haben sehr viel Kraft verbraucht.« Er schwieg einen Moment, seufzte tief und hörbar und sah mich wieder mit einer Mischung aus Freundlichkeit und mühsam unterdrückter Angst an.

»Ich will gar nicht wissen, was Sie getan haben, Robert«, sagte er ernst. »Aber was immer es war, ich danke Ihnen. Ohne Sie wären wir tot.«

»Es war kein –« Ich bemühte mich, das Wort spöttisch klingen zu lassen. »– kein Teufelswerk, wenn Sie das meinen, Balestrano, sondern –«

»Ich will es nicht wissen«, sagte er noch einmal, und diesmal so scharf, daß ich unwillkürlich aufsah.

»Warum?« fragte ich. »Können Sie es nicht mit Ihrem Gewissen vereinbaren, sich von den Mächten das Leben retten zu lassen, die Sie bekämpfen? Ich habe so wenig mit dem Satan zu tun wie Sie.«

»Ich weiß«, antwortete Balestrano. »Und jetzt hören Sie auf davon, Robert. Wir haben später Zeit genug, uns über alles zu unterhalten. Vorerst werde ich dafür sorgen, daß Sie und Ihr Freund Rowlf gesund gepflegt werden und Sie wieder zu Kräften kommen. Das ist das mindeste, was ich Ihnen schulde.«

»Nein, Balestrano«, sagte ich leise. »Sie schulden mir mehr.«

Balestrano schwieg, aber sein Stirnrunzeln vertiefte sich.

»Ich habe Ihnen das Leben gerettet«, fuhr ich fort. »Ihnen und jedem

einzelnen Mann in Ihrer Begleitung. Vielleicht habe ich sogar Ihren ganzen verdammten Orden vor dem Untergang gerettet, und das wissen Sie. Mit einem Dankeschön allein kommen Sie mir nicht davon.«

Es dauerte lange, bis Balestrano antwortete. »Und was verlangen Sie?« fragte er, obwohl er die Antwort so gut kannte wie ich.

»Howard«, sagte ich. »Sie werden Howard in Ruhe lassen. Ich brauche Ihre Pflege nicht, so wenig wie Ihre Dankbarkeit. Alles, was ich verlange, sind frische Kleider und eine Kutsche, die uns zurück nach Paris und zum Bahnhof bringt. Howard und Rowlf und ich fahren noch heute zurück nach London. Und Sie werden diese teuflische Menschenjagd abblasen, die Sie seit zehn Jahren veranstaltet haben.«

Balestrano antwortete nicht, sondern sah mich nur weiter ernst und voller Trauer an. Aber es war auch nicht nötig, daß er irgend etwas sagte. Ich las die Antwort in seinen Augen. Jean Balestrano war ein mächtiger Mann, und er war ein harter Mann. Vielleicht der härteste und mächtigste Mann, der in diesem Teil der Welt lebte. Aber er war auch ein Ehrenmann.

Ich wußte, daß er seine Schuld begleichen würde.

Aber ich war mir nicht sicher, ob wir noch Freunde sein würden, wenn wir uns das nächste Mal trafen.

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Es war ein Fehler gewesen, an der Seance teilzunehmen, noch dazu als Medium. Aber hinterher ist man immer klüger.

Nun, es war geschehen, und alle, die um den Tisch herumsaßen, hatten die Erscheinung gesehen, die ich mit meinen Kräften unbewußt erweckt hatte. Eine schwebende Mädchengestalt mit großen traurigen Augen war aus dem Nichts erschienen; Cindy, die Nichte meiner Gastgeberin.

Vielleicht hätte ich mich noch irgendwie herauswinden und von Spiegeltricks reden können, doch leider war das unmöglich.

Cindy war seit über zwanzig Jahren tot! Sie hatte aus einer Welt jenseits der menschlichen Vorstellungskraft Kontakt mit uns aufgenommen – und ich spürte, daß etwas mit ihr herübergekommen war. Etwas Dunkles, Gieriges und unglaublich Böses...

Das Mädchen aus dem Zwischenreich